Bought from Röhrscheid, Bonn

Vet Ger. III B. 738

Friedrichs von Schiller

sämmtliche Werke.

Zwölfter Band.

Mit allergnädigsten Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf der Nachdrücke.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1815.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 DEC 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt dieses Bandes.

Seite

Uebersetzung des Trauerspiels Phädra von Racine. 1

Der Parasit oder die Kunst sein Glück zu machen. Ein Lustspiel nach dem Französischen. . 91

Der Neffe als Onkel, Lustspiel aus dem Französischen des Picard. 211

Nachlaß, als:

Fragment und Plan des Demetrius. . . 293

Plan und Fragment des dramatischen Gedichts: Warbeck. 369

Plan des Trauerspiels: die Malteser. . 399

Plan eines Drama: die Kinder des Hauses. 419

Nacherinnerung des Herausgebers zum IV. Bande, nebst einem Nachtrage zum Geisterseher. 433

Phädra,

Trauerſpiel

von

Racine.

Personen.

Theseus, König von Athen.

Phädra, seine Gemahlinn, Tochter des Minos und der Pasiphae.

Hippolyt, Sohn des Theseus und der Antiope, Königinn der Amazonen.

Aricia, aus dem königlichen Geschlechte der Pallantiden zu Athen.

Theramen, Erzieher des Hippolyt.

Oenone, Amme und Vertraute der Phädra.

Ismene, Vertraute der Aricia.

Panope, vom Gefolge der Phädra.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hippolyt, Theramen.

Hippolyt.

Beſchloſſen iſt's, ich gehe, Theramen!
Ich ſcheide von dem lieblichen Trözene;
Nicht länger trag' ich's, müßig hier zu weilen,
In dieſen Zweifeln, die mich ängſtigen.
Sechs Monde weilt mein Vater ſchon entfernt;
Nichts will von ſeinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte ſelbſt, der ihn verbirgt.

Theramen.

Wohin, o Herr, willſt du ihn ſuchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich ſchon
Die beyden Meere, die der Iſthmus trennt;
Nach Theſeus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche ſchwindet;
Elis hab' ich durchſucht, den Tänarus
Ließ ich im Rücken, ja an's Meer ſogar
Bin ich gedrungen, welchem Ikarus

Den Namen gab — Was hoffst du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelsstrichen
Gedenkst du seine Spuren aufzufinden?
Ja, wissen wir, ob uns der König nicht
Vorsätzlich seinen Aufenthalt verbirgt,
Und, während daß wir für sein Leben zittern,
Sich still vergnügt in neuen Liebesbanden?

Hippolyt.

Halt, Freund, und sprich mit Ehrfurcht von dem König!
Unwürd'ge Ursach' hält ihn nicht zurück;
Entsagt hat er dem wilden Recht der Jugend;
Phädra hat seinen flücht'gen Sinn gefesselt,
Und fürchtet keine Nebenbuhl'rinn mehr.
Genug, ich such' ihn, folge meiner Pflicht,
Und fliehe diesen Ort, der mich beängstigt.

Theramen.

Wie, Herr, seit wann denn fürchtest du Gefahr
In diesem stillen Land, das deiner Kindheit
So theuer war, wohin du dich so gern
Geflüchtet aus dem rauschenden Athen?
Was kann dich hier bedroben oder kränken?

Hippolyt.

Freund, jene sel'gen Tage sind dahin;
Ein ganz verändert Ansehn hat jetzt Alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Pasiphae hieher gesandt.

Theramen.

Herr, ich verſteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer iſt es, Phädra hier zu ſehen —
Stiefmütterlich geſinnt, ſah ſie dich kaum,
Gleich übte ſie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erſtes Werk.
Doch dieſer Haß, den ſie dir ſonſt geſchworen,
Iſt ſehr geſchwächt, wenn er nicht ganz verſchwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das ſtirbt, und das entſchloſſen iſt zu ſterben?
Die Unglückſelige wird einem Schmerz
Zum Raub, den ſie mit Eigenſinn verbirgt;
Sie iſt der Sonne müd' und ihres Lebens;
Wie kann ſie gegen dich Verderben ſpinnen?

Hippolyt.

Nicht ihr ohnmächt'ger Haß iſt's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindinn will ich fliehn;
Es iſt Aricia, ich will's geſtehn,
Die letzte jenes unglückſel'gen Stamms,
Der gegen uns feindſelig ſich verſchworen.

Theramen.

Auch du verfolgſt ſie, Herr? Die holde Schweſter
Der wilden Pallantiden, hat ſie je
Der Brüder ſchwarze Meuterey getheilt?
Und könnteſt du die ſchöne Unſchuld haſſen?

Hippolyt.

Wenn ich ſie haſſte, würd' ich ſie nicht fliehn.

Theramen.

Herr, wag' ich's, deine Flucht mir zu erklären?
Wärst du vielleicht der ſtrenge Hippolyt
Nicht mehr, der ſtolze Feind der ſchönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theſeus ſich ſo oft, ſo gern gebeugt?
So lang von dir verachtet hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächet?
Sie hätt' in Eine Reihe dich geſtellt
Mit Andern, dich gezwungen ihr zu opfern?
— Du liebteſt, Herr?

Hippolyt.

Freund, welche Rede wagſt du?
Du, der mein Innres kennt, ſeitdem ich athme,
Verlangſt, daß ich den edlen Stolz verläugne,
Den dieſes freye Herz von je bekannt?
Nicht an der Bruſt der Amazone nur,
Die mich geboren, ſchöpft' ich dieſen Stolz.
Ich ſelbſt, ſobald ich meiner mir bewuſſt,
Beſtärkte mich in dieſem edlen Triebe.
Du warſt der Freund, der Führer meiner Jugend;
Oft ſprachſt du mir von meines Vaters Thaten;
Du weißt, wie ich dir lauſchte, wie mein Herz
Bey ſeinen edeln Waffenthaten ſchlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beſchriebſt,
Wie er der Welt den Herkules erſetzte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber ſtrafte,

Wie er den Sinnis, den Prokruſtes ſchlug,
Dem Periphetes ſeine Keul' entraug,
Den Kerkyon beſiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamſt, die leichten Liebesſchwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die ſpart'ſche Helena mir nannteſt,
Den Ihrigen entriſſen — Peribda
In ihrem Schmerz zu Salamin verlaſſen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die ſeinen Schwüren allzuleicht geglaubt,
Bis auf den Namen ſelbſt von ihm vergeſſen —
Ariadne, die dem tauben Felſenufer
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schweſter,
Wie ſie, geraubt, doch glücklicher als ſie —
Du weißt, wie peinlich mir bey der Erzählung
Zu Muthe war, wie gern ich ſie verkürzte!
Wie hätt' ich nicht gewünſcht, ſo ſchönem Leben
Die minder würd'ge Hälfte zu erſparen!
Und ſollte ſelbſt mich jetzt gebunden ſehn?
So tief herunter ließ ein Gott mich ſinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verherrlicht,
Der ſich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, ſchwach zu ſeyn, wie Theſeus!
Und ſollte dieſes ſtolze Herz empfinden,
Muſſt' es Aricia ſeyn, die mich beſiegte?

Vergaß ich ganz in meinem trunknen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?
Verwirft sie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein streng Gesetz, das feindlich denkende
Geschlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig soll's mit ihr vernichtet seyn;
In Aufsicht soll sie bleiben bis zum Grab,
Und nie soll ihr die Fackel Hymens lodern!
Und bot' ich meinem Vater solchen Trotz,
Mit ihrer Hand ihr Recht mir anzufreyen?
Zu solcher Raserey riß mich die Jugend —

Theramen (ihm ins Wort fallend.)

Ach Herr, wenn deine Stunde kam, so fragt
Kein Gott nach unsern Gründen! Theseus selbst
Schärft deinen Blick, da er ihn schließen will;
Das Herz empört sich gegen Zwang und selbst
Sein Haß gießt neuen Reiz um die Geliebte.
Warum auch schreckt dich eine keusche Liebe,
Und wenn sie glücklich macht, mißgönnst du dir's?
Besiege doch die scheue Furcht! Kann man
Sich auf der Bahn des Herkules verirren!
Wie stolze Herzen hat nicht Venus schon
Bezähmt! Du selbst, der ihre Macht bestreitet,
Wo wärst du, hätt' Antiope dem Trieb
Der Göttinn immer siegend widerstanden,
Der Liebe keusche Flamme nie gefühlt!
Doch, Herr, wozu mit großen Worten prunken?

Geſteh's, du biſt der Vorige nicht mehr,
Schon lang ſieht man dich ſeltener als ſonſt
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken,
Und, in der edeln Kunſt Neptuns geübt,
Das wilde Jagdroß an den Zaum gewöhnen.
Viel ſeltener erklingen Forſt und Wald
Von unſerm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebſt, du glühſt von Liebe! Dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichſt.
Geſteh's, du liebſt Aricien!

Hippolyt.

Ich — reiſe
Und ſuche meinen Vater, Theramen!

Theramen.

Herr, ſiehſt du Phädra nicht, bevor du gehſt?

Hippolyt.

Das iſt mein Vorſatz. Bring' ihr dieſe Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht ſo will.
— Doch ſieh, was für ein neues Mißgeſchick
Bekümmert ihre zärtliche Oenone?

Zweyter Auftritt.

Hippolyt. Theramen. Oenone.

Oenone.

Ach, welcher Jammer ist dem meinen gleich!
Herr, meine Königinn ist dem Tode nah!
Vergebens lass' ich sie so Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — sie stirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das sie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung ist ihr Geist;
Die Unruh treibt sie auf von ihrem Lager;
Sie will in's Freye, will die Sonne schauen;
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

Hippolyt.

Ich geh', ich lass' ihr ihren freyen Raum,
Und spar' ihr einen Anblick, den sie hasst.

(Hippolyt und Theramen gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

Gehn wir nicht weiter, ruhn wir hier, Oenone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte schwinden,
Mich schmerzt des Tages ungewohnter Glanz,

Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach!

(Sie ſetzt ſich)

Oenone.

Große Götter, ſchaut auf unſre Thränen!

Phädra.

Wie dieſe ſchweren Hüllen auf mir laſten,
Der eitle Prunk! Welch ungebetne Hand
Hat dieſe Zöpfe künſtlich mir geflochten,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Muß ſich Alles
Verſchwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Oenone.

So iſt ſie ewig mit ſich ſelbſt im Streit!
— Du ſelbſt, o Königinn, beſinn' dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Haſt unſern Fleiß ermuntert, dich zu ſchmücken.
Du fühlteſt dir noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu ſehn.
Du ſiehſt es jetzt und haſſeſt ſeinen Strahl!

Phädra.

Glanzvoller Stifter meines traurigen Geſchlechts!
Du, deſſen Enkeltochter ich mich rühme!
Der über meine ſchmähliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum Letztenmale ſeh' ich deine Strahlen.

Oenone.

Weh mir, noch immer nährst du, Königinn,
Den traur'gen Vorsatz und entsagst dem Leben?

Phädra (schwärmerisch.)

O säß' ich draußen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der bestäubten Bahn
Des raschen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Oenone.

Wie, Königinn? Was ist das?

Phädra.

Ach, ich bin
Von Sinnen — Was hab' ich gesagt? — Oenone —
Ich weiß nicht, was ich wünsche, was ich sage;
Ein Gott hat die Besinnung mir geraubt —
Fühl' her, wie meine Wange glüht, Oenone!
Zu sehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen stürzen mir die Thränen.

Oenone.

Mussst du erröthen, über dieses Schweigen
Erröthe, über diesen strafbarn Widerstand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen schärft!
Willst du, von unserm Flehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir stoßen,
Und rettunglos dein Leben schwinden sehn?
Was für ein Wahnsinn setzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welch
Ein heimlich Gift macht seine Quellen stocken?

Dreymal umzog den Himmel ſchon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge ſank,
Und dreymal wich die Finſterniß dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung ſchmachtet.
Welch gräßlichem Entſchluſſe gibſt du Raum?
Darfſt du mit Frevelmuth dich ſelbſt zerſtören?
Das heißt den Göttern trotzen, iſt Verrath
Am Gatten, dem du Treue ſchwurſt, Verrath
An deinen Kindern, den unſchuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sklavenjoch verdammſt.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Bedenk' es, Königinn, er gibt dem Sohn
Der Amazone ſeine Hoffnung wieder,
Dem ſtolzen Feinde deines Blutes, ihm,
Dem Fremdling, dieſem Hippolyt —

Phädra.

Ihr Götter!

Denone.

Ergreift die Wahrheit dieſes Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen haſt du jetzt genannt?

Denone.

Mit Recht empört ſich dein Gemüth. Mich freut's,
Daß dieſer Unglücksname dich entrüſtet!
Drum lebe! Laſſ' die Liebe, laſſ' die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieſer Scythe das verhaſſte Joch

Auf deine Kinder lege! der Barbar
Dem ſchönſten Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile — Jeder Augenblick,
Den du verſäumſt, bringt näher dich dem Tode —
Verſchieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu ſtärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt, und noch auf's Neu' ſich läſſt entzünden.

Phädra.

Schon allzulang nährt' ich ein ſchuldvoll Daſeyn.

Oenone.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Iſt's ein Verbrechen, das dich ſo beängſtigt?
Du haſt doch nicht unſchuldig Blut verſprützt?

Phädra.

Die Hand iſt rein. Wär' es mein Herz, wie ſie!

Oenone.

Und welches Ungeheure ſann dein Herz
Sich aus, das ſolchen Schauder dir erregt?

Phädra.

Genug ſagt' ich. Verſchone mich! Ich ſterbe,
Um das Unſelige nicht zu geſtehen!

Oenone.

So ſtirb! Beharr' auf deinem trotzgen Schweigen!
Doch dir das Aug' im Tode zu verſchließen,
Such' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe ſchon entfliehend ſchwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,

Es führen tauſend Steige dort hinab;
Mein Jammer wählt den kürzeſten ſich aus.
Grauſame, wann betrog ich deine Treu?
Vergaßeſt du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lohnſt du meiner Liebe?

Phädra.

Was hofft du durch dein Flehn mir abzuſtürmen?
Entſetzen wirſt du dich, brech' ich mein Schweigen.

Oenone.

Was kannſt du mir Entſetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen ſterben ſehn!

Phädra.

Weißt du mein Unglück, weißt du meine Schuld,
Nicht minder ſterb' ich drum, nur ſchuld'ger ſterb' ich.

Oenone (vor ihr niederfallend.)

Bey allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bey deinem zitternden Knie, das ich umfaſſe,
Mach' meinem Zweifel, meiner Angſt ein Ende!

Phädra.

Du willſt es ſo. Steh auf.

Oenone.

O ſprich, ich höre.

Phädra.

Gott! Was will ich ihr ſagen! Und wie will ich's?

Oenone.

Mit deinen Zweifeln kränkſt du mich. Vollende!

Phädra.

O ſchwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnſinn triebſt du meine Mutter!

Oenone.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergeſſen
Bedecke das unſelige Vergehn!

Phädra.

O Ariadne, Schweſter, welch Geſchick
Hat Liebe dir am öden Strand bereitet!

Oenone.

Was iſt dir? Welcher Wahnſinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

Phädra.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, ſoll am tiefſten fallen!

Oenone.

Du liebſt?

Phädra.

Der ganze Wahnſinn raſt in mir.

Oenone.

Wen liebſt du?

Phädra.

Sey auf Gräßliches gefaſſt.
Ich liebe — das Herz erzittert mir, mir ſchaudert,
Es heraus zu ſagen — Ich liebe —

Oenone.

Wen?

Phädra.

— Du kennſt ihn,
Den Jüngling, ihn, den ich ſo lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Oenone.

Hippolyt!
Gerechte Götter!

Phädra.

Du nannteſt ihn, nicht ich.

Oenone.

Gott! All mein Blut erſtarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückſeliges Geſchlecht!
O dreymal unglückſel'ge Fahrt! Daß wir
An dieſem Unglücksufer muſſten landen!

Phädra.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Egeus meine Treu verpfändet,
Mein Friede ſchien ſo ſicher mir gegründet,
Mein Glück mir ſo gewiß, da zeigte mir
Zuerſt Athenä meinen ſtolzen Feind.
Ich ſah ihn, ich erröthete, verblaßte
Bey ſeinem Anblick, meinen Geiſt ergriff
Unendliche Verwirrung, finſter ward's
Vor meinen Augen, mir verſagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchſchauert und durchflammt,
Der Venus furchtbare Gewalt erkannt' ich,

Und alle Qualen, die ſie zürnend ſendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich ſie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, ſchmückt' ihn reich,
Ich ließ der Göttinn Hekatomben fallen,
Im Blut der Thiere ſucht' ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Ohnmächtige
Schutzwehren gegen Venus Macht! Umſonſt
Verbrannt' ich köſtlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrſchte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttinn flehte.
Ihn ſah ich überall und ihn allein;
Am Fuße ſelbſt der rauchenden Altäre
War Er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was frommte mir's, daß ich ihn überall
Vermied — O unglückſeliges Verhängniß!
In des Vaters Zügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernſt bekämpft' ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzutheuern Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwieſen ward;
In den Vater ſtürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus ſeinem Arm geriſſen —
Ich athmete nun wieder frey, Oenone,
In Unſchuld floſſen meine ſtillen Tage,
Verſchloſſen blieb in tiefer Bruſt mein Gram,
Und unterwürfig meiner Gattinnpflicht

Pflegt' ich die Pfänder unsrer Unglücksehe!
Verlorne Müh'! O Tücke des Geschicks!
Mein Gatte bringt ihn selbst mir nach Trözene;
Ich muß ihn wiedersehn, den ich verbannt,
Und neu entbrennt die nie erstickte Glut.
Kein heimlich schleichend Feuer ist es mehr;
Mit voller Wuth treibt mich der Venus Zorn.
Ich schaudre selbst vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben hass' ich und verdamme mich,
Ich wollte schweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Grabe meine Schuld verhehlen —
Dein Flehn bezwang mich, ich gestand dir Alles,
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel
Die Sterbende verschonst, mit eitler Müh'
Mich nicht dem Leben wiedergeben willst.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Panope.

Panope.

Gern, Königinn, erspart' ich dir den Schmerz;
Doch nöthig ist's, daß du das Aergste wissest.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dies Unglück
Ist kein Geheimniß mehr, als dir allein.

Oenone.

Panope, was ſagſt du?

Panope.

Die Königinn
Erfleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde ſeines Todes.

Phädra.

O Himmel!

Panope.

Die neue Königswahl theilt ſchon Athen;
Der Eine ſtimmt für deinen Sohn; ein Andrer
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia ſelbſt, der Pallantiden Blut,
Hat einen Anhang — dies wollt' ich dir melden.
Schon rüſtet Hippolyt ſich, abzureiſen,
Und Alles fürchtet, wenn er plötzlich ſich
In dieſer Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an ſich reißen.

Oenone.

Genug, Panope! Die Königinn hat es
Gehört, und wird die große Botſchaft nutzen.

(Panope geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Gebieterinn, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — Selbst entschlossen, dir zu folgen,
Bestritt ich deinen tödlichen Entschluß
Nicht länger — Dieser neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert Alles.
— Der König ist todt, an seinen Platz trittst du.
Dem Sohn, den er dir lässt, bist du dich schuldig.
Dein Sohn ist König oder Sklav, wie du
Lebst oder stirbst. Verliert er auch noch dich,
Wer soll den ganz Verlassenen beschützen?
Drum lebe! — Aller Schuld bist du jetzt ledig;
Gemeine Schwäche nur ist's, was du fühlst.
Zerrissen sind mit Theseus Tod die Bande,
Die deine Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr so furchtbar ist dir Hippolyt;
Du kannst fortan ihn ohne Vorwurf sehn.
Er glaubt sich jetzt von dir gehasst, und stellt
Vielleicht sich an die Spitze der Empörer.
Reiß' ihn aus seinem Wahn, such' ihn zu rühren!
Sein Erbtheil ist das glückliche Trözen;
Hier ist Er König; deinem Sohn gehören
Die stolzen Mauern der Minervenstadt,

Euch Beyden droht derselbe Feind Gefahr;
Verbindet Euch, Aricia zu bekämpfen!

Phädra.

Wohlan, ich gebe deinen Gründen nach;
Wenn Leben möglich ist, so will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hülfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Aricia. Ismene.

Aricia.

Er will mich sehen? Hippolyt? Und hier?
Er sucht mich und will Abschied von mir nehmen?
Ist's wahr, Ismene? Täuschest du dich nicht?

Ismene.

Das ist die erste Frucht von Theseus Tod.
Bald siehst du alle Herzen, die die Scheu
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geschick
In ihrer Hand und Alles wird ihr huld'gen.

Aricia.

So wär' es keine unverbürgte Sage?
Ich wäre frey, und meines Feinds entledigt?

Ismene.

So ist's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theseus ist deinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia.

Weiß man, durch welch Geſchick er umgekommen?

Iſmene.

Man ſpricht Unglaubliches von ſeinem Tod.
Das Meer, ſagt man, verſchlang den Ungetreuen,
Da er auf's Neue Weiberraub verübt:
Ja, ein Gerücht verbreitet ſich durch's Land,
Er ſey hinabgeſtiegen zu den Todten
Mit ſeinem Freund Pirithous, er habe
Die ſchwarzen Ufer und den Styx geſehen,
Und ſich den Schatten lebend dargeſtellt;
Doch keine Wiederkehr ſey ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur Einmal ſieht.

Aricia.

Iſt's glaublich, daß ein Menſch, ein Sterblicher,
In's tiefe Haus der Todten lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieſes allgefürchtete Geſtade?

Iſmene.

Theſens iſt todt, Gebieterinn! Du biſt's
Allein, die daran zweifelt. Den Verluſt
Beſeufzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrſcher ſchon erkannt.
Phädra, voll Angſt für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palaſt mit den beſtürzten Freunden.

Aricia.

Und glaubſt du wohl, daß Hippolyt an mir

Großmüth'ger werde handeln, als ſein Vater?
Daß er die Knechtſchaft mir erleichtern werde,
Von meinem Loos gerührt?

Iſmene.

Ich glaub' es, Fürſtinn.

Aricia.

Den ſtolzen Jüngling, kennſt du ihn auch wohl?
Und ſchmeichelſt dir, er werde mich beklagen,
Und ein Geſchlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du ſiehſt, wie er mich meidet.

Iſmene.

Man ſpricht von ſeinem Stolze viel, doch hab' ich
Den Stolzen gegenüber dir geſehn.
Sein Ruf, geſteh' ich, ſchärfte meine Neugier.
Doch ſchien er mir, als ich ihn wirklich ſah,
Dem Ruf nicht zuzuſagen. Sichtbar war's,
Wie er bey deinem Anblick ſich verwirrte,
Wie er umſonſt die Augen niederſchlug,
Die zärtlich ſchmachtend an den deinen hingen.
Geſteht ſein Stolz nicht ein, daß er dich liebe,
Sein Auge ſpricht's, wenn es ſein Mund nicht ſagt.

Aricia.

O Freundinn, wie begierig lauſcht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuſcht!
Dies Herz, du kennſt es, ſtets von Gram genährt
Und Thränen, einem grauſamen Geſchick
Zum Raub dahingegeben, ſollt' es ſich

Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig von dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entrann der Kriegeswuth.
Sechs Brüder sah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürstlichen Geschlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern ihrer Enkelsöhne Blut.
Du weißt, welch streng Gesetz der Griechen Söhnen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schwester Rachegeist
Der Brüder Asche neu beleben möchte.
Doch weißt du auch, wie dieses freye Herz
Die feige Vorsicht der Tyrannenfurcht
Verachtete. Der Liebe Feindinn stets
Wusst' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich seinen Sohn noch nicht gesehn!
Nein, denke nicht, daß seine Wohlgestalt
Mein leicht betrognes Aug' verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den Jeder an ihm preiset,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verschmäht und nicht zu kennen scheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schätz' ich in ihm! — Die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frey von seinen Schwächen,
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,

Der unter Amors Macht ſich nie gebeugt.
Sey Phädra ſtolz auf ihres Theſeus Liebe,
Mir gnügt die leichte Ehre nicht, ein Herz
Zu feſſeln, welches Tauſende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den ſtolzen Mann als Siegerinn zu feſſeln,
Der nicht begreift, wie ihm geſchieht, umſonſt
Sich einem Joch entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den großen Herkules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Beſiegt, und leichtern Kampfes überwunden.
Doch ach! wie heg' ich ſolchen eiteln Sinn!
Zu ſehr nur, fürcht' ich, widerſteht man mir,
Und bald vielleicht ſiehſt du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er ſollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren — —

Iſmene.

Hör' ihn ſelbſt! Er kommt!

Zweyter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt.

Hippolyt.

Eh' ich von dannen gehe, Königinn,
Künd' ich das Loos dir an, das dich erwartet.
Mein Vater starb. Ach, nur zu wahr erklärte sich
Mein ahnend Herz sein langes Außenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug' der Welt verbergen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entschieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcid.
Dein Haß, ich darf es hoffen, Königinn,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,
Gönnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Eins tröstet mich in meinem tiefen Leid,
Ich kann dich einem harten Joch entreißen;
Den schweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannst fortan frey schalten mit dir selbst,
Und in Trözen, das mir zum Loos gefallen,
Auf mich ererbt von Pittheus, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Lass' ich dich frey — und freyer noch als mich.

Aricia.

Herr, mäß'ge diesen Edelmuth, der mich
Beschämt! Mehr, als du denkst, erschwerst du mir

Die Feſſeln, die du von mir nimmſt, wenn du
So große Gunſt an der Gefangnen übſt.

Hippolyt.

Athen iſt noch im Streit, wer herrſchen ſoll;
Es ſpricht von dir, nennt mich, und Phädra's Sohn.

Aricia.

Von mir?

Hippolyt.

Ich weiß und will mir's nicht verbergen,
Daß mir ein ſtolz Geſetz entgegenſteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hätt' ich meinen Bruder nur zum Gegner,
Nicht wehren ſollte mir's ein grillenhaft
Geſetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir:
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb' dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Erechtens,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbt.
Er kam auf Egeus durch der Kindſchaft Recht;
Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig dieſen Held zum König,
Und in Vergeſſenheit ſank dein Geſchlecht.
Athen ruft dich in ſeine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit;
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entſprang.
Mein Antheil iſt Trözene, Kreta bietet

Dem Sohn der Phädra reichlichen Erſatz;
Dir bleibt Athen! Ich geh' jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia.

Erſtaunt, beſchämt von Allem, was ich höre,
Befürcht' ich faſt, ich fürchte, daß ich träume.
Wach' ich und iſt dies Alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Gunſt willſt du dich ſelbſt berauben?
War es nicht ſchon genug, mich nicht zu haſſen?

Hippolyt.

Ich, Königinn, dich haſſen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet, glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wildheit wär's, welch eingewurzelt
Verſtockter Haß, den nicht dein Anblick zähmte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerſtehn?

Aricia (unterbricht ihn.)

Was ſagſt du, Herr?

Hippolyt.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig wird es mir — Und weil ich denn
Mein langes Schweigen brach, ſo will ich enden —
So magſt du ein Geheimniß denn vernehmen,
Das dieſe Bruſt nicht mehr verſchließen kann.

— Ja, Königinn, du ſiehſt mich vor dir ſtehen,
Ein warnend Beyſpiel tief gefallnen Stolzes.
Ich, der der Liebe trotzig widerſtand,
Der ihren Opfern grauſam Hohn geſprochen,
Und wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzuſehn,
Durch eine ſtärk're Macht mir ſelbſt entriſſen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Loos.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz;
Die freye ſtolze Seele, ſie empfindet.
Sechs Monde trag' ich ſchon, gequält, zerriſſen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umſonſt bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo du biſt, dich find' ich, wo du fehlſt;
Dein Bild folgt mir ins Innerſte der Wälder;
Das Licht des Tages und die ſtille Nacht
Muß mir die Reize deines Bildes mahlen.
Ach, Alles unterwirft mich dir, wie auch
Das ſtolze Herz dir widerſtand — Ich ſuche
Mich ſelbſt, und finde mich nicht mehr. Zur Laſt
Iſt mir mein Pfeil, mein Wurfſpieß und mein Wagen;
Vergeſſen ganz hab' ich die Kunſt Neptuns;
Mit meinen Seufzern nur erfüll' ich jetzt
Der Wälder Stille; meine müß'gen Roſſe
Vergeſſen ihres Führers Ruf.

(Nach einer Pauſe.)

Vielleicht

Schämſt du dich deines Werks, da du mich hörſt,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig iſt
Der rohe Sklave ſolcher ſchönen Bande!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, ſprech' ich aus,
Und ſprech' ich's übel, denke, Königinn,
Daß du die Erſte biſt, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Die Königinn naht ſich, Herr! Ich eilt' ihr vor;
Sie ſucht dich.

Hippolyt.

Mich?

Theramen.

Ich weiß nicht, was ſie will.
Doch eben jetzt hat ſie nach dir geſendet;
Phädra will mit dir ſprechen, eh' du gehſt.

Hippolyt.

Phädra! Was ſoll ich ihr? Was kann ſie wollen?

Aricia.

Herr, nicht verſagen kannſt du ihr die Gunſt,

Wie ſehr ſie deine Feindinn auch, du biſt
Ein wenig Mitleid ihren Thränen ſchuldig.

Hippolyt.

Du aber gehſt! Du gehſt — und ich ſoll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Aricia.

Geh', deinen edeln Vorſatz auszuführen!
Erringe mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus Deinen Händen jegliches Geſchenk;
Doch dieſer Thron, wie herrlich auch, er iſt
Mir nicht die theuerſte von deinen Gaben!

(Geht ab mit Ismenen.)

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Freund, iſt nun Alles — doch die Königinn naht!
(Phädra zeigt ſich im Hintergrunde mit Oenonen.)
Laſſ' Alles ſich zur Abfahrt fertig halten!
Gib die Signale! Eile! Komm zurück
So ſchnell als möglich und erlöſe mich
Von einem widerwärtigen Geſpräch!

(Theramen geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hippolyt. Phädra. Oenone.

Phädra (noch in der Tiefe des Theaters.)

Er iſt's, Oenone — All' mein Blut tritt mir
An's Herz zurück — Vergeſſen hab' ich Alles,
Was ich ihm ſagen will, da ich ihn ſehe.

Oenone.

Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra

(vortretend, zu Hippolyt.)

Man ſagt, o Herr, du willſt uns ſchnell verlaſſen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu miſchen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu geſtehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah'
Rückt ſchon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tauſend Feinden ſeh' ich ihn bedroht.
Herr, du allein kannſt ſeine Kindheit ſchützen.
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich ſelbſt dein Herz verhärtet;
Ich zittre, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte ſtrafen.

Hippolyt.

Ich denke nicht ſo niedrig, Königinn.

Phädra.

Wenn du mich haſſteſt, Herr, ich müſſt' es dulden.

Du ſaheſt mich entbrannt auf dein Verderben;
In meinem Herzen konnteſt du nicht leſen.
Geſchäftig war ich, deinen Haß zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere ſelbſt geſchieden.
Selbſt deinen Namen vor mir auszuſprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Geſetz.
Und dennoch — wenn an der Beleidigung
Sich Rache miſſt, wenn Haß nur Haß erwirbt,
War nie ein Weib noch deines Mitleids werther,
Und keines minder deines Haſſes werth.

Hippolyt.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann ſie ſchwer vergeben.
Ich weiß das Alles, Königinn. War doch
Der Argwohn ſtets der zweyten Ehe Frucht!
Von jeder andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr Mißhandlungen erfahren.

Phädra.

Ach, Herr! Wie ſehr nahm mich der Himmel aus
Von dieſer allgemeinen Sinnesart!
Wie ein ganz Andres iſt's, was in mir tobet!

Hippolyt.

Laſſ', Königinn, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht dein Gatte, und der Himmel
Schenkt unſern Thränen ſeine Wiederkehr.

Beſchützt ihn doch der mächtige Neptun;
Zu ſolchem Helfer fleht man nicht vergebens.

Phädra.

Herr, zweymal ſieht kein Menſch die Todesufer.
Theſeus hat ſie geſehn; drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder ſchenken werde;
Der karge Styx gibt ſeinen Raub nicht her.
— Todt wär' er? Nein, er iſt nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu ſehn! Ich ſpreche ja mit ihm! Mein Herz —
— Ach ich vergeſſe mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnſinn fort —

Hippolyt.

Ich ſeh' erſtaunt
Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theſeus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenſchaft
Zu ihm iſt deine Seele ganz entzündet.

Phädra.

Ja, Herr, ich ſchmachte, brenne für den Theſeus,
Ich liebe Theſeus, aber jenen nicht,
Wie ihn der ſchwarze Acheron geſehn,
Den flatterhaften Buhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterſtieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.

Ich ſeh' ihn treu, ich ſeh ihn ſtolz, ja ſelbſt
Ein wenig ſcheu — Ich ſeh' ihn jung und ſchön
Und reizend alle Herzen ſich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, ſo wie ich
— Dich ſehe! Deinen ganzen Anſtand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache ſelbſt! So färbte
Die edle Röthe ſeine Heldenwangen,
Als er nach Kreta kam, die Töchter Minos
Mit Lieb' entzündete — Wo warſt du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die beſten,
Die erſten Helden Griechenlands verſammeln?
O daß du, damals noch zu zarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warſt, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hätteſt Du getödtet,
Trotz allen Krümmen ſeines Labyrinths.
Dir hätte meine Schweſter jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darin zuvor!
Mir hätt's zuerſt die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieſes liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der beſorgten Liebe nicht genug;
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ich ſelbſt, ich wäre vor dir hergezogen;
In's Labyrinth ſtieg ich hinab mit dir,
Mit dir wär ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergiſſeſt du,
Daß Theſeus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.

Wie kannſt du ſagen, daß ich das vergaß?
Bewahrt' ich meine Ehre denn ſo wenig?

Hippolyt.

Verzeihung, Königinn. Schamroth geſteh' ich,
Daß ich unſchuld'ge Worte falſch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.
(Will gehen.)

Phädra.

Grauſamer, du verſtandſt mich nur zu gut.
Genug ſagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So ſey es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raſerey! Ich liebe.
Und denke ja nicht, daß ich dies Gefühl
Vor mir entſchuld'ge und mir ſelbſt vergebe,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift genährt, das mich wahnſinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmliſchen ein Ziel,
Haſſ' ich mich ſelbſt noch mehr, als du mich haſſeſt.
Zu Zeugen deß ruf' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Bruſt entzündet,
Das all den Meinen ſo verderblich war,
Die ſich ein grauſam Spiel damit gemacht,
Das ſchwache Herz der Sterblichen zu verführen.

Ruf' das Vergangne dir zurück! Dich fliehen
War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
Gehäſſig, grauſam wollt' ich dir erſcheinen;
Dir deſto mehr zu widerſtehn, warb ich
Um deinen Haß — Was frommte mir's! Du haſſteſt
Mich deſto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
In Glut, in Thränen hab' ich mich verzehrt;
Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
Wenn du den einz'gen Blick nur wollteſt wagen.
— Was ſoll ich ſagen? Dies Geſtändniß ſelbſt,
Das ſchimpfliche, denkſt du, ich that's mit Willen?
Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
Für ihn wollt' ich dein Herz erflehn — Umſonſt!
In meiner Liebe einzigem Gefühl
Konnt' ich von nichts dir reden als dir ſelbſt.
Auf, räche dich und ſtrafe dieſe Flamme,
Die dir ein Greu'l iſt! Reinige, befreye,
Des Helden werth, der dir das Leben gab,
Von einem ſchwarzen Ungeheur die Erde!
Des Theſeus Wittwe glüht für Hippolyt!
Nein, laſſ' ſie deiner Rache nicht entrinnen.
Hier treffe deine Hand, hier iſt mein Herz!
Voll Ungedult, den Frevel abzubüßen,
Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm entgegen.
Triff, oder bin ich deines Streichs nicht werth,
Mißgönnt dein Haß mir dieſen ſüßen Tod,

Entehret deine Hand so schmählich Blut,
Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willst.
Gib!

(Entreißt ihm das Schwert)

Denone.

Königinn, was machst du? Große Götter!
Man kommt. O flieh den Blick verhaßter Zeugen!
Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!

(Sie führt Phädra ab.)

Sechster Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
Gewaltsam fortgezogen? — Herr, was setzt
Dich so in Wallung? — Ich seh' dich ohne Schwert,
Bleich, voll Entsetzen —

Hippolyt.

Fliehn wir, Theramen!
Du siehst mich in dem äußersten Erstaunen.
Ich kann mich selbst nicht ohne Grauen sehn.
Phädra — Doch große Götter! Nein!
Das Gräßliche bedeck' ein ewig Schweigen!

Theramen.

Willst du von dannen, das Schiff ist segelfertig;

Doch, Herr, Athen hat sich bereits erklärt.
Man hat das Volk nach Zünften stimmen lassen;
Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra siegt!
(Hippolyt macht eine Bewegung des Erstaunens.)
Ein Herold kommt so eben von Athen,
Der ihr den Schluß des Volkes überbringt.
Ihr Sohn ist König.

Hippolyt.

Phädra! Große Götter!
Ihr kennt sie! Ist's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen.

Indeß schleicht ein Gerücht umher, der König
Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
Gesehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt.

Thut nichts.
Man muß auf Alles hören, Nichts versäumen,
Und forschen nach der Quelle des Gerüchts.
Verdient es nicht, daß wir die Fahrt einstellen,
So gehen wir, was es auch kosten mag,
Der Würdigsten das Scepter zuzuwenden!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Phädra und Oenone.

Phädra.

Hinweg, hinweg! Zu Andern wendet euch
Mit diesen Ehren, die man auf mich häuft!
Unglückliche, wie kannst du in mich dringen,
Daß ich mich zeige? O verbirg mich vielmehr!
Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt,
Mein rasend Wünschen wagt' ich kund zu geben,
Ich hab' gesagt, was man nie hören sollte!
— Wie horcht' er auf! Wie lange wusst' er nicht
Ausweichend meiner Rede zu entschlüpfen!
Wie sann er nur auf schnelle Flucht, und wie
Vermehrte sein Erröthen mein Scham!
O warum hieltst du meinen Arm zurück!
Als ich sein Schwert auf meinen Busen zückte,
Erblasst' er nur für mich? Entriß er mir's?
Genug, daß meine Hand daran gerührt;

Ein Greuel war's in ſeinem Aug', es war
Geſchändet, und entehrte ſeine Hände!

Oenone.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
Dahingegeben nährſt du deine Glut,
Die du erſticken ſollteſt. Wär's nicht beſſer,
Nicht würdiger des Bluts, das in dir fließt,
Dein Herz in edlern Sorgen zu zerſtreuen,
Den Undankbaren, der dich haſſt, zu fliehn,
Zu herrſchen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra.

Ich herrſchen, ich ein Reich mir unterwerfen,
Und bin nicht Meiſter meiner ſelbſt, und bin
Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrſchen,
Die einer ſchimpflichen Gewalt erliegt,
Die ſtirbt!

Oenone.

So flieh!

Phädra.

Ich kann ihn nicht verlaſſen.

Oenone.

Ihn nicht verlaſſen und verbannteſt ihn!

Phädra.

Es iſt zu ſpät; er weiß nun meine Liebe.
Die Grenze keuſcher Scham iſt überſchritten,
Das ſchimpfliche Geſtändniß iſt gethan,
Hoffnung ſchlich wider Willen in mein Herz.

Und riefst du selbst nicht meine fliehende Seele
Mit schmeichelhaftem Trosteswort zurück?
Du zeigtest mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

Oenone.

Dich zu erhalten, ach! Was hätt' ich nicht,
Unschuldig oder sträflich, mir erlaubt!
Doch wenn du je Beleidigung empfandst,
Kannst du vergessen, wie der Stolze dich
Verachtete! Wie grausam höhnend er
Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
Wie machte dieser Stolz ihn mir verhasst!
O daß du ihn nicht sahst mit meinen Augen!

Phädra.

Oenone, diesen Stolz kann er verlieren;
Wild ist er, wie der Wald, der ihn erzog;
Er hört, an's rauhe Jagdwerk nur gewohnt,
Zum Erstenmale jetzt von Liebe reden.
Er schwieg wohl gar aus Ueberraschung nur,
Und Unrecht thun wir ihm mit unsern Klagen.

Oenone.

Bedenk', daß eine Scythinn ihn gebahr.

Phädra.

Obgleich sie Scythinn war, sie liebte doch.

Oenone.

Er hasst, du weißt es, unser ganz Geschlecht.

Phädra.

So werd' ich keiner Andern aufgeopfert.

— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenſchaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widerſteht ſein Herz. Laſſ' ſehn,
Ob wir's bey einer andern Schwäche faſſen!
Die Herrſchaft lockt' ihn, wie mir ſchien; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel ſeiner Schiffe waren ſchon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Geh, ſchmeichle ſeiner Ehrbegier, Oenone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde ſich
Das Diadem um ſeine Stirne! Mein
Sey nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht;
Nehm' er ſie hin! Er lehre meinen Sohn
Die Herrſcherkunſt und ſey ihm ſtatt des Vaters!
Mutter und Sohn geb' ich in ſeine Macht.
Geh, laſſ' nichts unverſucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, ſeufze, weine, ſchildre mich
Als eine Sterbende, o ſchäme dich
Auch ſelbſt der Flehensworte nicht! Was du
Gut findeſt, ich bekenne mich zu Allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Geh!
Bis du zurückgekehrt, beſchließ' ich nichts.

(Oenone geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Phädra (allein.)

Du siehst, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unversöhnliche!
Bin ich genug gesunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen ist dein Sieg;
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grausame, willst du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widerstrebt.
Dich fliehet Hippolyt, er spricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name schon entweiht sein stolzes Ohr.
Räche dich, Göttinn! Räche mich! Er liebe!
— Doch was ist das? Du schon zurück, Oenone?
Man verabscheut mich, man will dich gar nicht hören.

Dritter Auftritt.

Phädra. Oenone.

Oenone.

Ersticken musst du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterinn!
Sey wieder ganz du selbst! Ruf' deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird sogleich vor deinen Augen stehn.
Theseus ist angelangt! Theseus ist hier!

Entgegen ſtürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befahlſt, den Hippolyt zu ſuchen,
Als tauſend Stimmen plötzlich himmelan —

Phädra.

Mein Gatte lebt, Oenone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenſchaft geſtanden,
Die ihn beſchimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

Oenone.

Wie, Königinn?

Phädra.

Ich ſagte dir's vorher,
Du aber hörteſt nicht; mit deinen Thränen
Beſiegteſt du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh ſtarb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath, und ehrlos ſterb' ich.

Oenone.

Du ſtirbſt?

Phädra.

Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und ſein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn ſehn, wie er ins Aug' mich faſſt,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn
Ich ſeinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern ſchwer, die Er verachtet,
Das Aug' von Thränen feucht, die Er verſchmäht!
Und glaubſt du wohl, Er, ſo voll Zartgefühl,

So eiferſüchtig auf des Vaters Ehre —
Er werde Meiner ſchonen? den Verrath
An ſeinem Vater, ſeinem König, dulden?
Wird er auch ſeinem Abſcheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und ſchwieg' er auch!
Oenone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Kecke bin ich, die, ſich im Verbrechen
In ſanfte Ruh einwiegend, aller Scham
Mit eherner Stirne, nie erröthend, trotzte.
Mein Unrecht kenn' ich, es ſteht ganz vor mir.
Schon ſeh' ich dieſe Mauern, dieſe Bogen
Sprache bekommen, und, mich anzuklagen,
Bereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniß gegen mich zu geben!
— Nein, laſſ' mich ſterben! Dieſen Schreckniſſen
Entziehe mich der Tod — er ſchreckt mich nicht!
Mich ſchreckt der Name nur, den ich verlaſſe,
Ein gräßlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird ſchwer auf ihnen laſten.
Oenone, mit Entſetzen denk' ich es:
Erröthen werden ſie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuſchlagen.

Oenone.

Das wird gewiß geſchehen; zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willſt du ſie der Schmach blos ſtellen?

Warum dich ſelbſt anklagen? — Ach, es iſt
Um uns geſchehen! Phädra, hör' ich ſagen,
Bekennt ſich ſchuldig! Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbarn Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich iſt dein Feind, daß du ihm ſelbſt
Gewonnen gibſt auf Koſten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verſtummen!
Er aber wird ſich ſeines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreun, und Jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Eh' dies geſchieht, zerſchmettre mich der Blitz!
— Sag mir die Wahrheit! Iſt er dir noch theuer?
Mit welchem Auge ſiehſt du jetzt den Stolzen?

Phädra.

Ein Ungeheuer iſt er in meinen Augen.

Oenone.

Warum den leichten Sieg ihm alſo laſſen?
Du fürchteſt ihn — So wag' es, ihn zuerſt
Der Schuld, die Er dir vorwirft, anzuklagen.
Wer kann dich Lügen ſtrafen? Alles verdammt ihn.
Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelaſſen,
Dein jetz'ger Schrecken, dein bisher'ger Gram,
Die vorgefaſſte Meinung ſeines Vaters,
Und deine frühern Klagen über ihn,
Auch dies, daß du ſchon Einmal ihn verbannt —

Phädra.

Ich ſoll die Unſchuld unterdrücken, läſtern?

Oenone.

Mir iſt an deinem Schweigen ſchon genug.
Ich zittre, ſo wie du; auch mein Gewiſſen
Regt ſich und tauſend Tode ſtürb' ich lieber!
Doch ohne dieſes Mittel der Verzweiflung
Verlier' ich dich! Es gilt zu hohen Preis!
So weiche jedes Andre deinem Leben!
— Ich werde reden — Theſeus, glaube mir,
Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird ſich
Mit der Verbannung ſeines Sohns begnügen;
Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen!
Doch müſſt' auch ſelbſt das Blut der Unſchuld fließen;
Dein Ruf ſteht auf dem Spiel, es gilt die Ehre:
Der muß man Alles opfern, auch die Tugend.
Man kommt. Ich ſehe Theſeus.

Phädra.

Wehe mir!
Ich ſehe Hippolyt. Ich leſe ſchon
In ſeinen ſtolzen Blicken mein Verderben.
— Thu', was du willſt! Dir überlaſſ' ich mich;
In meiner Angſt kann ich mir ſelbſt nicht rathen.

Vierter Auftritt.

Phädra. Oenone. Theseus. Hippolyt. Theramen.

Theseus.

Das Glück ist mit mir ausgesöhnt, Gemahlinn!
Es führt in deine Arme —

Phädra.

Theseus, halt!
Entweihe nicht die zärtlichen Gefühle!
Nicht mehr verdien' ich diese Liebeszeichen.
Du bist beschimpft. Das neidische Glück verschonte,
Seitdem du fern warst, deine Gattinn nicht.
Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahn,
Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.

(Geht ab mit Oenonen.)

Fünfter Auftritt.

Theseus. Hippolyt. Theramen.

Theseus.

Wie? Welch ein seltsamer Empfang? — Mein Sohn?

Hippolyt.

Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
Doch wenn mein Flehn was über dich vermag,
Erlaub', o Herr, daß ich sie nicht mehr sehe.
Laß den erschrocknen Hippolyt den Ort,
Wo deine Gattinn lebt, auf ewig meiden.

Theſeus.

Verlaſſen willſt du mich, mein Sohn?

Hippolyt.

Ich ſuchte
Sie nicht! Du brachteſt ſie an dieſe Küſte!
Du warſt es ſelbſt, o Herr, der mir beym Scheiden
Aricien und die Königinn anvertraut,
Ja mich zum Hüter über ſie beſtellt.
Was aber könnte nun mich hier noch halten?
Zu lange ſchon hat meine müß'ge Jugend
Sich an dem ſcheuen Wilde nur verſucht.
Wär's nun nicht Zeit, unwürd'ge Ruhe fliehend,
Mit edlerm Blute mein Geſchoß zu färben?
Noch hatteſt du mein Alter nicht erreicht,
Und manches Ungeheuer fühlte ſchon
Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
Des Uebermuthes Rächer hatteſt du
Das Ufer zweyer Meere ſchon geſichert;
Der Wanderer zog ſeine Straße frey,
Und Herkules, als er von dir vernahm,
Fing an, von ſeiner Arbeit auszuruhn.
Doch ich, des Helden unberühmter Sohn,
That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
O gönne, daß mein Muth ſich endlich zeige,
Und wenn ein Ungeheuer dir entging,
Daß ich's beſiegt zu deinen Füßen lege;

Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

Theseus.

Was muß ich sehen? Welch ein Schreckniß ist's,
Das ringsum sich verbreitend all die Meinen
Zurück aus meiner Nähe schreckt? Kehr' ich
So ungewünscht und so gefürchtet wieder,
Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniß?
— Ich hatte einen einz'gen Freund. Die Gattinn
Wollt' er dem Herrscher von Epirus rauben,
Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
Doch zürnend nahm ein Gott uns die Besinnung.
Mich überraschte wehrlos der Tyrann;
Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
Pirithous — o jammervoller Anblick! —
Mußt' ich den Tigern vorgeworfen sehn,
Die der Tyrann mit Menschenblute nährte.
Mich selbst schloß er in eine finstre Gruft,
Die, schwarz und tief, an's Reich der Schatten grenzte.
Sechs Monde hatt' ich hülflos hier geschmachtet;
Da sahen mich die Götter gnädig an;
Das Aug' der Hüter wußt' ich zu betrügen;
Ich reinigte die Welt von einem Feind.
Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speise.
Und jetzo, da ich fröhlich heimgekehrt,
Und was die Götter Theures mir gelassen,

Mit Herzensfreude zu umfaſſen denke —
Jetzt, da die Seele ſich nach langem Durſt
An dem erwünſchten Anblick laben will —
Iſt mein Empfang Entſetzen, Alles flieht mich,
Entzieht ſich meiner liebenden Umarmung,
Ja, und ich ſelbſt, von dieſem Schrecken an-
Geſteckt, der von mir ausgeht, wünſche mich
Zurück in meinen Kerker zu Epirus.
— Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt ſey.
Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächet?
Hat Griechenland, dem dieſer Arm ſo oft
Gedient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
Du gibſt mir nichts zur Antwort. Sollteſt du's,
Mein eigner Sohn, mit meinen Feinden halten?
— Ich geh' hinein. Zu lang' bewahr' ich ſchon
Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf einmal
Will ich den Frevel und den Frevler kennen.
Von dieſem Schrecken, den ſie blicken läſſt,
Soll Phädra endlich Rechenſchaft mir geben.
(Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Hippolyt und Theramen.

Hippolyt.

Was wollte ſie mit dieſen Worten ſagen,
Die mich durchſchauerten? Will ſie vielleicht,

Ein Raub jedwedes äußersten Gefühls,
Sich selbst anklagen und sich selbst verderben?
Was wird der König sagen, große Götter!
Wie schwer verfolgt die Liebe dieses Haus!
Ich selbst, ganz einer Leidenschaft zum Raube,
Die Er verdammt, wie hat mich Theseus einst
Gesehen und wie findet er mich wieder?
Mir trüben schwarze Ahnungen den Geist;
Doch Unschuld hat ja Böses nicht zu fürchten.
— Gehn wir, ein glücklich Mittel auszusinnen,
Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
Ihm eine Leidenschaft gestehn, die er
Verfolgen kann, doch nimmermehr erschüttern.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Theseus. Oenone.

Theseus.

Was hör' ich! Götter! Solchen Angriff wagte
Ein Rasender auf seines Vaters Ehre!
Wie hart verfolgst du mich, ergrimmtes Schicksal!
Ich weiß nicht, was ich soll, nicht, was ich bin!
O wird mir solcher Dank für meine Liebe?
Fluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
Und seiner wilden Lust genug zu thun,
Erlaubte sich der Freche gar Gewalt!
Erkannt hab' ich's, das Werkzeug seiner Wuth,
Dies Schwert, zu edlerm Dienst ihm umgehangen;
Nicht hielt ihn selbst die heil'ge Scheu des Bluts!
Und Phädra säumte noch, ihn anzuklagen,
Und Phädra schwieg und schonte des Verräthers.

Oenone.

Des unglückseel'gen Vaters schonte Phädra.
Vom Angriff dieses Wüthenden beschämt

Und dieſer frevelhaften Glut, die ſie
Schuldlos entzündet, wollte Phädra ſterben.
Schon zuckte ſie die mörderiſche Hand,
Das ſchöne Licht der Augen auszulöſchen;
Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm,
Ja, ich allein erhielt ſie deiner Liebe.
Und jetzt, o Herr, von ihrem großen Leiden,
Von deiner Furcht gerührt, entdeckt' ich dir,
Ich that's nicht gern, die Urſach' ihrer Thränen.

Theſeus.

Wie er vor mir erblaſſte, der Verräther!
Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn!
Ich war erſtaunt, wie wenig er ſich freute!
Sein froſtiger Empfang erſtickte ſchnell
Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
— Doch dieſer Liebe frevelhafte Glut,
O ſprich, verrieth ſie ſich ſchon in Athen?

Oenone.

Denk' an die Klagen meiner Königinn,
O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
Entſprang ihr ganzer Haß.

Theſeus.

Und dieſe Liebe
Entflammte ſich von Neuem in Trözene?

Oenone.

Herr, Alles was geſchehen, ſagt' ich dir! —
Zu lang' ließ ich die Königinn allein

In ihrem Schmerz; erlaube, daß ich dich
Verlasse, Herr, und meiner Pflicht gehorche.

(Oenone geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Theseus. Hippolyt.

Theseus.

Da ist er! Götter! Dieser edle Anstand!
Welch Auge würde nicht davon getäuscht!
Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
Die heilige Majestät der Tugend leuchten?
Wär' es nicht billig, daß der Schalk im Herzen
Durch äußre Zeichen sich verkündete?

Hippolyt.

Herr, darf ich fragen, welche düstre Wolke
Dein königliches Angesicht umschattet?
Darfst du es deinem Sohne nicht vertrau'n?

Theseus.

Darfst du, Verräther, mir vor's Auge treten?
Ungeheuer, das der Blitz zu lang' verschont!
Unreiner Ueberrest des Raubgezüchts,
Von dem mein tapfrer Arm die Welt befreyte!
Nachdem sich deine frevelhafte Glut
Bis zu des Vaters Bette selbst verwogen,
Zeigst du mir frech noch dein verhasstes Haupt?

Hier an dem Ort, der deine Schande ſah,
Darfſt du dich zeigen, und du wendeſt dich
Nicht fremden fernen Himmelsſtrichen zu,
Wo meines Namens Schall nie hingedrungen?
Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
Den ich mit Müh' bezwinge — Schwer genug
Büß' ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich
So frevelhaftem Sohn das Leben gab;
Nicht auch dein Tod ſoll mein Gedächtniß ſchänden,
Und ſchwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
Und willſt du nicht, daß eine ſchnelle Rache
Dich den Frevlern, die ich ſtrafte, beygeſelle,
Gib Acht, daß dich das himmliſche Geſtirn,
Das uns erleuchtet, den verwegnen Fuß
Nie mehr in dieſe Gegend ſetzen ſehe!
Entfliehe, ſag' ich, ohne Wiederkehr!
Reiß dich von dannen! Fort und reinige
Vom Greuel deines Anblicks meine Staaten!
— Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
Von Raubgeſindel ſäuberte, gedenk',
Wie du mir einſt zu meiner Thaten Lohn
Gelobt, mein erſtes Wünſchen zu erhören!
Nicht in dem Drang der langen Kerkernoth
Erfleht' ich dein unſterbliches Vermögen;
Ich geizte mit dem Wort, das du mir gabſt;
Der dringenderen Noth ſpart' ich dich auf.
Jetzt fleh' ich dich, Erſchütterer der Erde!

Räch' einen Vater, der verrathen iſt!
Hin geb' ich dieſen Frevler deinem Zorn.
Erſtick' in ſeinem Blut ſein frech Gelüſten!
An deinem Grimm laſſ' deine Huld mich kennen!

Hippolyt.

Phädra verklagt mich einer ſtrafbarn Liebe!
Dies Uebermaß des Greu'ls ſchlägt mich zu Boden.
So viele Schläge, unvorgeſehn, auf Einmal,
Zerſchmettern mich und rauben mir die Sprache

Theſeus.

Verräther, dachteſt du, es werde Phädra
In feiges Schweigen deine Schuld begraben,
So muſſteſt du beym Fliehen nicht das Schwert,
Das dich verdammt, in ihren Händen laſſen.
Du muſſteſt, deinen Frevel ganz vollendend,
Mit Einem Streich ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt.

Mit Recht entrüſtet von ſo ſchwarzer Lüge,
Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen laſſen;
Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß,
Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.
Du billige das Gefühl, das mir den Mund
Verſchließt, und, ſtatt dein Leiden ſelbſt zu mehren,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor großen Freveln gehen andre ſtets
Vorher; wer Einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligſte verletzen.

Wie die Tugend, hat das Laſter ſeine Grade;
Nie ſah man noch unſchuld'ge Schüchternheit
Zu wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Heldinn keuſcher Bruſt genährt,
Hab' ich den reinen Urſprung nicht verläugnet;
Aus ihrem Arm hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menſchen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht ſelbſt zu rühmlich ſchildern;
Doch, iſt mir ein'ge Tugend zugefallen,
So denk' ich, Herr, der Abſcheu eben war's
Vor dieſen Greueln, deren man mich zeiht,
Was ich von je am Lauteſten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bey allen Griechen!
Selbſt bis zur Rohheit trieb ich dieſe Tugend;
Man kennt die Härte meines ſtrengen Sinns;
Nicht reiner iſt das Licht als meine Seele,
Und ein ſtrafbares Feuer ſollt' ich nähren?

Theſeus.

Ja, eben dieſer Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhaſſes
Verhaſſte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

Hippolyt.

Nein, nein, mein Vater, dieſes Herz — nicht länger

Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keusche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur; — sie ist's,
Pallantes Tochter, die mein Herz besiegte.
Sie bet' ich an, nur sie, wie sehr ich auch,
Herr, dein Gebot verletze, kann ich lieben.

Theseus.

Du liebst sie! — Nein, der Kunstgriff täuscht mich nicht.
Du gibst dich strafbar, um dich rein zu waschen.

Hippolyt.

Herr, seit sechs Monden meid' ich — lieb' ich sie!
Ich kam mit Zittern, dies Geständniß dir
Zu thun —

(Da Theseus sich mit Unwillen abwendet.)

Weh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Betheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, so mögen mich die Götter —

Theseus.

Mit Meineid hilft sich jeder Bösewicht.
Hör' auf, hör' auf, mit eitelm Wortgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen.

Hippolyt.

Erheuchelt scheint sie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen mehr Gerechtigkeit.

Theſeus.

Schamloſer, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt.

Wie lang' ſoll ich verbannt ſeyn und wohin?

Theſeus.

Und gingſt du weiter als bis Herkuls Säulen,
Noch glaubt' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt.

Beladen mit ſo gräßlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid ſchenken,
Wenn mich ein Vater von ſich ſtößt?

Theſeus.

Geh hin!
Geh, ſuche dir Freunde, die den Ehbruch ehren,
Blutſchande loben, ſchändliche, pflichtloſe
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu ſchützen!

Hippolyt.

Du ſprichſt mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich ſchweige. Aber Phädra ſtammt
Von einer Mutter — Phädra iſt erzeugt
Aus einem Blut, du weißt es, das vertrauter
Mit ſolchen Greueln iſt als meines!

Theſeus.

Ha!
So weit darf deine Frechheit ſich vergeſſen
Mir in das Angeſicht? Zum Letztenmal!

Aus meinen Augen! Geh' hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reißen laſſe!
(Hippolyt geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus (allein.)

Geh', Elender! Du gehſt in dein Verderben!
Denn bey dem Fluß, den ſelbſt die Götter ſcheuen,
Gab mir Neptun ſein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Rachedämon, dem du nicht entrinnſt.
— Ich liebte dich, und fühle zum Voraus
Mein Herz bewegt, wie ſchwer du mich auch kränkteſt.
Doch zu gerechte Urſach' gabſt du mir,
Dich zu verdammen — Nein gewiß, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,
Ihr ſeht den Schmerz, der mich zu Boden drückt!
Konnt' ich ein Kind ſo ſchlimmer Art erzeugen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theſeus.

Phädra.

Ich komm', o Herr, von Schrecken her getrieben,

Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürcht' ich, folgte rasch die That.
O wenn's noch Zeit ist, schone deines Bluts!
Ich fleh' dich drum — Erspare mir den Greuel,
Daß es um Rache schreye wider mich.
O gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
Daß ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

Theseus.

Nein, Phädra, meine Hand befleckte sich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch ist mir
Der Frevler nicht entwischt. Mit seiner Rache
Wird eine Götterhand beschäftigt seyn.
Neptun ist mir sie schuldig. Sey gewiß:
Du wirst gerächt!

Phädra.

Neptun ist sie dir schuldig!
Was? Hättest du den Gott in deinem Zorn —

Theseus.

Wie? Fürchtest du, daß mich der Gott erhöre?
O theile vielmehr mein gerechtes Flehn!
In aller Schwärze zeig' mir seine Schuld!
Erhitze meinen allzuträgen Zorn!
Du kennest seine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu schmähn;
Dein Mund sey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und seine Treu'. Er liebe sie.

Phädra.

Was?

Theseus.

Er behauptet's mir in's Angesicht!
Doch solchen Kunstgriff weiß ich zu verachten,
Schaff' uns, Neptun, nur schnell Gerechtigkeit!
Ich gehe selbst, in seinem Tempel ihn
An sein unsterblich Götterwort zu mahnen.
(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Phädra (allein.)

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum ersticktes Feuer zündet sich
Auf's Neu' in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unsel'ge Nachricht!
Ich flog' hieher, ganz Eifer, seinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erschrockenen Oenone;
Die Stimme des Gewissens wollte siegen;
Wer weiß, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht ging ich so weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man in's Wort mir nicht gefallen,
Entwischte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt und keins für mich!

Aricia hat sein Herz und seine Schwüre!
Ihr Götter, da der Undankbare sich
Mir gegenüber mit dem stolzen Blick,
Mit dieser strengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verschlossen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geschlecht,
Und eine Andre doch wusst' ihn zu rühren!
Vor seinem Stolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein leicht zu rührend Herz;
Nur ich bin seinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechster Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

O weißt du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone.

Nein, aber zitternd komm' ich her; ich will's
Nicht läugnen. Mich erschreckte der Entschluß,
Der dich heraus geführt. Ich fürchtete,
Du möchtest dich in blindem Eifer selbst
Verrathen.

Phädra.

Ach, wer hätt's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine Andre!

Oenone.

Wie? Was sagst du?

Phädra.

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieser scheue Wilde, den die Ehrfurcht
Beleidigte, der Liebe zärtlich Flehn
Verscheuchte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger ist gebändigt;
Aricia fand den Weg zu seinem Herzen.

Oenone.

Aricia!

Phädra.

O nie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual spart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf diesen Tag,
Die Furcht, die Angst, die Rasereien alle
Der Leidenschaft, der Wahnsinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung selbst, die unerträgliche,
Verschmäht zu seyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.
Sie lieben sich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten sie's, mein Auge so zu täuschen?
Wie sahn sie sich? Seit wann? An welchem Ort?
Du wusstest drum; wie liessest du's geschehn,
Und gabst mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man sie oft sich sprechen, und sich suchen?

Der dunkle Wald verbarg ſie? — Wehe mir!
Sie konnten ſich in voller Freyheit ſehn;
Der Himmel billigte ihr ſchuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem ſanften Zug der Herzen. Hell und heiter
Ging jedes Tages Sonne für ſie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verbarg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Dem ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn ſah ich ſchon mit ſchnellen Schritten nahn;
Mit Thränen nährt' ich mich, mit bitterm Gram,
Und ſelbſt in meinen Thränen durft' ich nicht
Nach Herzenswunſche mich erſättigen!
Vom Blick der Neugier allzuſcharf bewacht,
Genoß ich zitternd dieſe traur'ge Luſt;
Ja, oft mußt' ich ſie gänzlich mir verſagen,
Und unter heitrer Stirn den Gram verbergen.

Oenone.

Was hoffen ſie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie ſich wiederſehn!

Phädra.

Sie werden
Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlachen ſie, o tödtender Gedanke!
Den ganzen Wahnſinn meiner Liebeswuth!
Umſonſt verbannt man ihn; ſie ſchwören ſich's
Mit tauſend Schwüren, nie ſich zu verlaſſen.

Nein. ich ertrag's nicht, dieſes Glück zu ſehn,
Oenone, das mir Hohn ſpricht — Habe Mitleid
Mit meiner eiferſücht'gen Wuth! Aricia
Muß fallen! Man muß den alten Haß des Königs
Erregen wider dies verhaſſte Blut!
Nicht leicht ſoll ihre Strafe ſeyn; die Schweſter
Hat ſchwerer ſich vergangen, als die Brüder.
In meiner Eiferſucht, in meiner Wuth
Erfleh' ich's von dem König!
(Wie ſie gehn will, hält ſie plötzlich an und beſinnt ſich)
Was will ich thun?
Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eiferſüchtig!
Und Theſeus iſt's, den ich erflehen will!
Mein Gatte lebt und mich durchraſ't noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es ſträubt mir grauſend jedes Haar empor;
Das Maß des Gräßlichen hab' ich vollendet.
Blutſchande athm' ich und Betrug zugleich;
In's Blut der Unſchuld will ich, racheglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Elende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieſer heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Urſprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Ahnherrn; der Olympus iſt,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Ahnen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht

Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geſchickes Urne;
Das Loos gab ſie in ſeine ſtrenge Hand;
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.
Wie wird ſein ernſter Schatte ſich entſetzen,
Wenn ſeine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
Zu Frevеln ſich, zu Greueln zu bekennen,
Davon man ſelbſt im Abgrund nie vernahm!
Was wirſt du, Vater, zu der gräßlichen
Begegnung ſagen? Ach, ich ſehe ſchon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich ſehe dich, auf neue Qualen ſinnend,
Ein Henker werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnſinn deiner Tochter
Iſt ſeiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der ſchweren Schuld, die mich befleckt,
Hat dieſes traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

Oenone.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken,
Gebieterinn! Sieh ein verzeihliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebſt!
Nun ja! Man kann nicht wider ſein Geſchick.
Du warſt durch eines Zaubers Macht verführt;
Iſt dies denn ein ſo nie erhörtes Wunder?

Biſt du die Erſte, die der Liebe Macht
Empfindet? Schwache Menſchen ſind wir alle;
Sterblich geboren darfſt du ſterblich fehlen.
Ein altes Joch iſt's, unter dem du leideſt!
Die Götter ſelbſt, die himmliſchen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner ſchleudern,
Sie brannten manchmal von verbotner Glut.

Phädra.

Was hör' ich? Welchen Rath darfſt du mir geben?
So willſt du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unſel'ge! Sieh, ſo haſt du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabſt du mich wieder;
Dein Flehen ließ mich meine Pflicht vergeſſen:
Ich flohe Hippolyt; du triebſt mich, ihn zu ſehn.
Wer trug dir auf, die Unſchuld ſeines Lebens
Mit ſchändlicher Beſchuldigung zu ſchwärzen?
Sie wird vielleicht ſein Tod, und in Erfüllung
Geht ſeines Vaters mörderiſcher Fluch.
— Ich will dich nicht mehr hören. Fahre hin,
Fluchwürdige Verführerinn! Mich ſelbſt
Laß ſorgen für mein jammervolles Loos.
Mög' dir's der Himmel lohnen nach Verdienſt,
Und deine Strafe ein Entſetzen ſeyn
Für Alle, die, mit ſchändlicher Geſchäftigkeit
Wie du, den Schwächen ihrer Fürſten dienen,
Uns noch hinſtoßen, wo das Herz ſchon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.

Verworfne Schmeichler, die der Himmel uns
In ſeinem Zorn zu Freunden hat gegeben!

(Sie geht ab.)

Oenone (allein.)

Geopfert hab' ich Alles, Alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das iſt mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Ismene.

Aricia.

Du schweigst in dieser äußersten Gefahr?
Du lässest einen Vater, der dich liebt,
In seinem Wahn! O wenn dich meine Thränen
Nicht rühren, Grausamer! wenn du so leicht
Dich drein ergibst, mich ewig zu verlieren,
Geh hin, verlaß mich, trenne dich von mir,
Doch sichre wenigstens zuvor dein Leben!
Vertheidige deine Ehre! Reinige dich
Von einem schändlichen Verdacht! Erzwing's
Von deinem Vater, seinen blut'gen Wunsch
Zu widerrufen. Noch ist's Zeit. Warum
Das Feld frey lassen deiner blut'gen Feindinn?
Verständige den Theseus!

Hippolyt.

Hab' ich's nicht
Gethan? Sollt' ich die Schande seines Bettes

Enthüllen ohne Schonung, und die Stirn'
Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangst das gräßliche Geheimniß;
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir selbst verbarg — Urtheil', ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiß, wenn's möglich ist,
Was ich gesagt, und deine reinen Lippen
Beflecke nie die gräßliche Geschichte.
Laß uns der Götter Billigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil ist's, mir Recht zu schaffen,
Und früher oder später, sey gewiß,
Wird Phädra schmachvoll ihr Gebrechen büßen.
Hierin allein leg' ich dir die Schonung auf;
Frey folg' ich meinem Zorn in allem Andern.
Verlaß die Knechtschaft, unter der du seufzest!
Wag's, mir zu folgen! Theile meine Flucht!
Entreiß' dich diesem unglückselig'en Ort,
Wo Unschuld eine schwere Giftluft athmet.
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannst du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; du hast
Bis jetzt noch keine Wächter, als die meinen.
Uns stehen mächtige Beschützer bey;
Argos und Sparta reichen uns den Arm;
Komm! Bieten wir für unsre gute Sache

Die Hülfe deiner, meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, daß Phädra sich
Bereichre mit den Trümmern unsers Glücks,
Aus unserm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unserm Raube schmücke!
Komm, eilen wir! Der Augenblick ist günstig.
— Was fürchtest du? Du scheinst, dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich so kühn,
Und lauter Eis bist du, da ich voll Glut?
Du fürchtest, dich dem Flüchtling zu gesellen?

Aricia.

O schönes Los, mich so verbannt zu sehn!
Geknüpft an dein Geschick, wie selig froh
Wollt' ich von aller Welt vergessen leben!
Doch, da so schönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu fliehn?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Befreyn, der strengsten Ehre unbeschadet:
Das heißt sich lieben Freunden nicht entreißen;
Flucht ist erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr, — du liebst mich — Furcht für meine Ehre —

Hippolyt.

Nein, nein, zu heilig ist mir deine Ehre!
Mit edlerem Entschlusse kam ich her.
Flieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Frey macht uns unser Unglück. Wir sind Niemands.

Frey können wir jetzt Herz und Hand verschenken,
Die Fackeln sind's nicht, die den Hymen weihen.
Unfern dem Thor Trözens, bey jenen Gräbern,
Wo meiner Ahnherrn alte Mahle sind,
Stellt sich ein Tempel dar, furchtbar dem Meineid,
Hier wagt man keinen falschen Schwur zu thun:
Denn schnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geschicks
Hält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort laß uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe freyerlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; Beyde flehen wir ihn an,
Daß er an Vaters Statt uns möge seyn.
Die heiligsten Gottheiten ruf' ich an,
Die keusche Diane, die erhabne Juno,
Sie alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruf' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia.

Der König kommt. O fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, weil' ich noch.
Geh, geh, und laß mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

(Hippolyt geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Theſeus. Aricia. Ismene.

Theſeus (im Eintreten, für ſich.)

Ihr Götter, ſchafft mir Licht in meinem Zweifel!
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier ſuche!

Aricia (zu Ismenen.)

Halt' Alles zu der Flucht bereit, Ismene!

(Ismene geht ab.)

Dritter Auftritt.

Theſeus. Aricia.

Theſeus.

Du entfärbſt dich, Königinn? Du ſcheinſt erſchrocken!
Was wollte Hippolyt an dieſem Ort?

Aricia.

Er ſagte mir ein ewig Lebewohl.

Theſeus.

Du wuſſteſt dieſes ſtolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

Aricia.

Wahr iſt's, o Herr! Den ungerechten Haß
Hat er von ſeinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherinn behandelt.

Theſeus.

Ja, ja, ich weiß. Er ſchwur dir ew'ge Liebe.

Doch baue nicht auf dieſes falſche Herz!
Auch Andern ſchwur er eben das.

Aricia.

Er that es?

Theſeus.

Du hätteſt ihn beſtänd'ger machen ſollen!
Wie ertrugſt du dieſe gräßliche Gemeinſchaft?

Aricia.

Und wie erträgſt du, daß die gräßliche
Beſchuldigung das ſchönſte Leben ſchmäht?
Kennſt du ſein Herz ſo wenig? Kannſt du Schuld
Von Unſchuld denn ſo gar nicht unterſcheiden?
Muß ein verhaſſter Nebel deinem Aug'
Allein die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in Aller Augen ſtrahlt? Du haſt
Zu lang ihn falſchen Zungen preisgegeben.
Geh in dich, Herr! Bereue, widerrufe
Die blut'gen Wünſche! Fürchte, daß der Himmel
So ſehr dich haſſe, um ſie zu gewähren!
Oft nimmt er unſer Opfer an im Zorn,
Und ſtraft durch ſeine Gaben unſre Frevel.

Theſeus.

Nein, nein, umſonſt bedeckſt du ſein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläſſ'ge Zeugen;
Ich habe wahre Thränen fließen ſehn.

Aricia.

Gib Acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand, doch Alles
Iſt nicht vertilgt, und leben ließeſt du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren:
Des Vaters Ehre, weiß ich, iſt ihm heilig;
Ich würd' ihm weh' thun, wenn ich endete.
Nacheifr' ich ſeiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu ſagen.

(Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Theſeus (allein.)

Was kann ſie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Verſteh'n ſich Beyde
Zuſammen, mich zu ängſtigen? — Doch ich ſelbſt?
Trotz meines ſchweren Zornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefſten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum Zweytenmal laſſt uns Oenonen fragen;
Den ganzen Frevel will ich hell durchſchauen.

(Zu der Wache.)

Oenone komme vor mich und allein!

Fünfter Auftritt.

Theſeus. Panope.

Panope.

Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürſtinn ſinnt,
Doch ihre Schwermuth läſſt mich Alles fürchten.
In ihren Zügen mahlt ſich die Verzweiflung,
Und Todesbläſſe deckt ihr Angeſicht.
Schon hat Oenone ſich, die ſie mit Schmach
Verſtieß, ins tiefe Meer hinabgeſtürzt.
Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungthat;
Vor unſerm Aug' verſchlangen ſie die Wellen.

Theſeus.

Was hör' ich!

Panope.

Doch ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, ſteigend immer mehrt ſich ihre Angſt.
Bald ſtürzt ſie ſich im heftigen Gefühl
Auf ihre Kinder, badet ſie in Thränen,
Als brächt' es Lindrung ihrem großen Schmerz,
Und plötzlich ſtößt ſie ſie mit Grauen weit
Von ſich, das Herz der Mutter ganz verläugnend.
Sie ſchweift umher mit ungewiſſem Schritt,
Ihr irrer Blick ſcheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreymal hat ſie geſchrieben, dreymal wieder
Den Brief zerriſſen, ihre Meinung ändernd.
O eile, ſie zu ſehen! ſie zu retten!

Theſeus.

Oenone todt und Phädra ſtirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, ſpreche,
Vertheidige ſich! Ich will ihn hören! Eilt!

(Panope geht ab.)

O nicht zu raſch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienſt! Magſt du mich lieber nie erhören!
Zuviel vielleicht vertraut' ich falſchen Zeugen;
Zu raſch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weh mir! Verzweiflung hätt' ich mir erfleht!

Sechster Auftritt.

Theſeus. Theramen.

Theſeus.

Biſt du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten dieſe Thränen, ſprich,
Die ich dich weinen ſeh'? — Was macht mein Sohn?

Theramen.

O allzuſpäte, überflüſſ'ge Sorgfalt!
Fruchtloſe Vaterliebe! Hippolyt
— Iſt nicht mehr!

Theſeus.

Götter!

Theramen.

Sterben ſah ich ihn,
Den holdeſten der Sterblichen und auch
Den minder Schuldigſten, ich darf es ſagen.

Theſeus.

Mein Sohn iſt todt! Weh mir! Jetzt, da ich ihm
Die Arme öffnen will, beſchleunigen
Die Götter ungeduldig ſein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Blitz entrafft?

Theramen.

Kaum ſahen wir Trözene hinter uns,
Er war auf ſeinem Wagen, um ihn her
Still, wie er ſelbſt, die traurenden Begleiter,
Tief in ſich ſelbſt gekehrt folgt' er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die ſchlaffen Zügel
Nachläſſig ſeinen Pferden überlaſſend.
Die ſtolzen Thiere, die man ſeinem Rufe
Mit edler Hitze ſonſt gehorchen ſah,
Sie ſchienen jetzt, ſtarr blickend und das Haupt
Geſenkt, in ſeine Schwermuth einzuſtimmen.
Plötzlich zerriß ein ſchreckenvoller Schrey,
Der aus dem Meer aufſtieg, der Lüfte Stille,
Und ſchwer aufſeufzend aus der Erde Schoß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grauſenvollen Schrey. Es trat uns Allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Roſſe, und es ſträubt' ſich ihre Mähne.

Indem erhebt ſich aus der flüſſ'gen Ebne
Mit großem Wallen hoch ein Waſſerberg,
Die Woge naht ſich, öffnet ſich und ſpeit
Vor unſern Augen, unter Fluten Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen ſeine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen iſt ſein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache iſt's;
In Schlangenwindungen krümmt ſich ſein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheuſal ſieht der Himmel mit Entſetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpeſtet iſt
Von ſeinem Hauch die Luft, die Woge ſelbſt,
Die es heran trug, ſpringt zurück mit Grauſen.
Alles entflieht, und ſucht, weil Gegenwehr
Umſonſt, im nächſten Tempel ſich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldenſohn,
Hält ſeine Pferde an, faſſt ſein Geſchoß,
Zielt auf das Unthier und, aus ſichrer Hand
Den mächt'gen Wurfſpieß ſchleudernd, ſchlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf ſpringt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt ſich,
Und gähnt ſie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf ſie ſpeit.
Sie rennen ſcheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.

Umſonſt ſtrengt ſich der Führer an; ſie röthen
Mit blut'gem Geifer das Gebiß; man will
Sogar in dieſer ſchrecklichen Verwirrung
Einen Gott geſehen haben, der den Stachel
In ihre ſtaubbedeckten Lenden ſchlug.
Queer durch die Felſen reißt die Furcht ſie hin,
Die Achſe kracht, ſie bricht; dein kühner Sohn
Sieht ſeinen Wagen morſch in Stücke fliegen,
Er ſelbſt ſtürzt und verwirrt ſich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz. Was ich
Jetzt ſah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich ſahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geſchleift, o Herr, von dieſen Roſſen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will ſie ſtehen machen; ſeine Stimme
Erſchreckt ſie nur; ſie rennen um ſo mehr.
Bald iſt ſein ganzer Leib nur Eine Wunde.
Die Ebne hallt von unſerm Klaggeſchrey;
Ihr wüthend Ungeſtüm läſſt endlich nach;
Sie halten ſtill, unfern den alten Gräbern,
Wo ſeine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile ſeufzend hin, die Andern folgen,
Der Spur nachgehend ſeines edeln Bluts;
Die Felſen ſind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen ſeiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bey ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er ſtreckt mir ſeine Hand entgegen, öffnet

Ein sterbend Aug', und schließt es alsbald wieder:
„Der Himmel," spricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein schuldlos Leben. O wenn ich dahin,
„Nimm, theurer Freund, der ganz verlassenen
„Aricia dich an! — Und kommt dereinst
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um seinen fälschlich angeklagten Sohn,
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu versöhnen,
„Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
„Ihr wiedergeben, was — " Hier hauchte er
Die Heldenseele aus; in meinen Armen
Blieb ein entstellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich selbst für eines Vaters Auge!

Theseus.

O süße Hoffnung, die ich selbst mir raubte!
Mein Sohn! Mein Sohn! Ihr unerweichten Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgespart!

Theramen.

Aricia kam jetzt, entschlossen kam sie,
Vor deinem Zorn zu fliehn, im Angesicht
Der Götter ihn zum Gatten zu empfangen.
Sie nähert sich, sie sieht das Gras geröthet
Und rauchend noch, sie sieht — sieht Hippolyt —
O welch ein Anblick für die Liebende! —
Dahin gestreckt, gestaltlos, ohne Leben!

Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuern Züge;
Sie sieht ihn vor sich, und sie sucht ihn noch.
Doch als es endlich schrecklich sich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensblick die Götter an,
Und mit gebrochnem Seufzer, halb entseelt,
Entsinkt sie bleich zu des Geliebten Füßen.
Ismene ist bey ihr und ruft sie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne hassend, kam,
Den letzten Willen dieser Heldenseele
Dir kund zu thun, o Herr, und mich des Amts,
Das er mir sterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich seine blut'ge Feindinn.

Siebenter und letzter Auftritt.

Theseus. Phädra. Therämen. Panope.

Theseus.

Nun wohl, du hast gesiegt, mein Sohn ist todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grausamer Verdacht erhebt sich furchtbar
In mir, und spricht ihn frey in meinem Herzen!
Doch — er ist todt! Unschuldig oder schuldig!

Nimm hin dein Opfer! Freu' dich ſeines Falls!
Ich will'ge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagſt ihn an, ſo ſey er ein Verbrecher!
Schon gnug der Thränen koſtet mir ſein Tod;
Nicht brauch' ich's, ein verhaſſtes Licht zu ſuchen,
Das meinem Schmerz ihn doch nicht wieder gibt,
Vielleicht das Maß nur meines Unglücks füllt.
Laß mich, weit, weit von dir und dieſem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerriſſnen Sohns.
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Um dieſer Qual-Erinn'rung zu entweichen.
Was mich umgibt, rückt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein großer Name;
Minder bekannt verbärg' ich mich ſo mehr!
Die Huld ſogar der Götter muß ich haſſen;
Beweinen will ich ihre blut'ge Gunſt;
Mein eitles Flehn ſoll ſie nicht mehr beſtürmen.
Was ſie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Erſetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra.

Es ſey genug des ungerechten Schweigens,
Theſeus! Recht widerfahre deinem Sohn!
Er war nicht ſchuldig.

Theſeus.

O ich unglückſel'ger Vater!

Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn!
Grauſame, damit glaubſt du dich entſchuldigt?

Phädra.

Die Zeit iſt koſtbar. Theſeus, höre mich!
Ich ſelbſt war's, die ein laſterhaftes Auge
Auf deinen keuſchen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Buſen an — Was nun geſchah,
Vollführte die verdammliche Oenone.
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, ſie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherinn! weil ich
Nur ſchwach ihr widerſtand, ihn anzuklagen.
Sie hat ſich ſelbſt gerichtet, und, verbannt
Aus meinem Angeſicht, im Schoß des Meers
Allzugelinden Untergang gefunden.
Mein Schickſal würde längſt ein ſchneller Stahl
Geendigt haben; doch dann ſchmachtete
Nur unter ſchimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu geſtehn,
Wählt' ich den langſameren Weg zum Grabe.
Ein Gift flößt' ich in meine glühenden Adern,
Das einſt Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen ſteigen;
Mich faſſt ein fremder, nie gefühlter Froſt.
Schon ſeh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angeſicht des Gatten,

Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug' das Licht und gibt dem Tag,
Den ich befleckte, ſeinen Glanz zurück.

Panope.

Ach Herr, ſie ſtirbt!

Theſeus.

O ſtürbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung ſo ſchwarzer That!
Kommt, laſſt uns nunmehr, da wir unſer Unrecht,
Ach, nur zu hell erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unſre Thränen miſchen!
Kommt, ſeine theure Reſte zu umfaſſen,
Und unſers Wunſches Wahnſinn abzubüßen.
Wie er's verdiente, ſoll ihm Ehre werden,
Und kann es ſeine aufgebrachten Manen
Beſänftigen, ſie, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verſchuldet.

Der Paraſit

oder

die Kunſt, ſein Glück zu machen.

Ein

Luſtſpiel.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Personen.

Narbonne, Miniſter.
Madame Belmont, ſeine Mutter.
Charlotte, ſeine Tochter.
Selicour, }
La Roche, } Subalternen des Miniſters.
Firmin, }
Karl Firmin, des Letztern Sohn, Lieutenant.
Michel, Kammerdiener des Miniſters.
Robinau, ein junger Bauer, Selicours Vetter.

Die Scene iſt zu Paris in einem Vorgemach des Miniſters.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Firmin der Vater und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall! — Denken Sie doch, Vater! —

Firmin. Was iſt's?

Karl. Ich habe ſie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, ſuchte ich ſie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das Erſtemal, daß ich zu Ihnen auf's Büreau komme, führt mein Glücksſtern ſie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn? —

Karl. Denken Sie doch nur! Dieſes herrliche Mädchen, das ich zu Kolmar im Haus ihrer Tante beſuchte — dieſe Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — Sie iſt die Tochter! —

Firmim. Weſſen?

Karl. Ihres Prinzipals, des neuen Miniſters.

— Ich kannte ſie immer nur unter dem Namen Charlotte. —

Firmin. Sie iſt die Tochter?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebſt ſie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintraten. — Und gut, daß Sie mich ſtörten! Denn was hätte ich ihr ſagen können! Meine Verwirrung muſſte ihr ſichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrſche mich nicht mehr. Seit den ſechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, iſt ſie mein einziger Gedanke — ſie iſt der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beyfall, den man mir gezollt, ihr allein gebührt er; denn meine Liebe iſt der Gott, der mich begeiſtert.

Firmin. Ein Poet und ein Verliebter überredet ſich Vieles, wenn er zwanzig Jahre alt iſt. — Auch ich habe in deinen Jahren meine Verſe und meine Zeit verloren. — Schade, daß über dem ſchönen Wahn des Lebens beſte Hälfte dahin geht. — Und wenn doch nur wenigſtens einige Hoffnung bey dieſer Liebe wäre! — Aber nach Etwas zu ſtreben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne iſt eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unſer ganzer Reichthum iſt meine Stelle und deine Lieutenantsgage.

Karl. Aber iſt das nicht ein wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verzeihen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wornach könnten Sie nicht ſtreben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht ſelbſt Miniſter, anſtatt ſein Commis zu ſeyn, und Ihr Sohn dürfte ungeſcheut ſeine Anſprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater iſt das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut ſeyn, mein Sohn! ich weiß beſſer, was ich werth bin! Ich habe einige Uebung, und bin zu brauchen — Aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln, und ſehen ſich von unverſchämten Glückspilzen verdrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wie? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth ſeyn, als dieſer Selicour, Ihr Vorgeſetzter — dieſer aufgeblaſene Hohlkopf, der unter dem vorigen Miniſter Alles machte, der ſich durch Niederträchtigkeiten in ſeine Gunſt einſchmeichelte, Stellen vergab, Penſionen erſchlich, und der jetzt auch ſchon bey dem neuen Miniſter Alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was haſt du gegen dieſen Selicour? Wird ſein Geſchäft nicht gethan, wie es ſeyn ſoll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht läugnen, daß Sie drey Viertheile ſeiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechſelſeitig zu Gefallen ſeyn. Verſeh' ich ſeine Stelle, ſo verſieht er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht! Darum ſollten Sie an ſeinem Platze ſtehen, und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen Andern aus ſeinem Platze verdrängen, und bin gern da, wo ich ſtehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie ſollten ſo hoch ſtreben, als Sie reichen können — Daß Sie unter dem vorigen Miniſter ſich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkungart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur deſto mehr. — Sie fühlten ſich zu edel, um durch die Gunſt erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienſt gebührte. Aber Narbonne, ſagt man, iſt ein vortrefflicher Mann, der das Verdienſt aufſucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Beſcheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlaſſen?

Firmin. Deine Leidenſchaft verführt dich, Selicours Fehler und mein Verdienſt zu übertreiben. — Sey es auch, daß Selicour für ſein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er iſt redlich, und meint es gut. Mag er ſeine Arbeit thun oder durch einen Andern thun laſſen — wenn ſie nur gethan wird! — Und geſetzt, er tauge weniger, tauge ich um deſſentwillen mehr? Wächst mir ein Verdienſt zu aus ſeinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit

ganz wohl gefallen, und nach keinem höhern Ziel gestrebt. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? Mein Platz sey zu schlecht für mich! Immerhin! Weit besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre!

Karl. Und ich müsste also Charlotten entsagen!

Zweyter Auftritt.

La Roche. Beyde Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche (niedergeschlagen.) Er selbst.

Firmin. So schwermüthig? Was ist Ihnen begegnet?

La Roche. Sie gehen aufs Bürean! Wie glücklich sind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen, und auf dem Wall promeniren.

Firmin. La Roche! Was ist das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche. (zuckt die Achseln.) Nicht mehr. — Mein Platz ist vergeben. Seit gestern Abend hab' ich meinen Laufpaß erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Lassen Sie sich ja nichts gegen sie merken. Sie ist krank; sie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns ſoll ſie nichts erfahren.

Firmin. Aber ſagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringſte vorzuwerfen? Ich will mich nicht ſelbſt loben; aber ich kann ein Regiſter halten, meine Correſpondenz führen, denk' ich, ſo gut, als ein Anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten iſt nichts zu ſagen. — Auf dem Büreau bin ich der Erſte, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabſchiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben —

Karl. Aber wer kann Ihnen dieſen ſchlimmen Dienſt geleiſtet haben?

La Roche. Wer? Es iſt ein Freundſchaftdienſt von dem Selicour.

Karl. Iſt's möglich?

La Roche. Ich hab' es von guter Hand.

Firmin. Aber wie?

La Roche. Der Selicour iſt aus meinem Ort, wie Sie wiſſen. Wir haben Beyde gleiches Alter. Sein bischen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unſerm Dorf. Ich hab' ihn in die Geſchäfte eingeführt. Zum Dank dafür ſchickt er mich jetzt fort, um, ich weiß nicht, welchen Vetter von dem Kammerdiener unſers neuen Miniſters in meinen Platz einzuſchieben.

Karl. Ein saubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu schaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken rechtschaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle ist mirs nicht zu thun; aber rächen will ich mich. Dieser unverschämte Bube, der gegen seine Obern so geschmeidig, so kriechend ist, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungestraft ein Bein unterschlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner soll dir sehr ernsthafte Händel anrichten! — Und sollt' es mir meine Stelle, meine Versorgung auf immer kosten — Ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich in's Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken!

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und vergessen ist die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Barmherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Bursche zu entlarven, ist ein gutes, ein verdienstliches Werk. — Seine Stelle, das wissen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechtswegen Ihnen — und das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerschwitzt euch, lasst's euch sauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umsonst vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienste? Wer bekümmert sich darum? — Kriecht, schmeichelt, macht den Krummbuckel, streicht den Katzenschwanz, das em-

pfiehlt seinen Mann! Das ist der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieser Selicour gemacht, und ihr seht, wie wohl er sich dabey befindet!

Firmin. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — Ich will mich eben für keinen tiefen Menschenkenner geben; aber diesen Selicour, den seh' ich durch! Den hab' ich — Ich kenne mich selbst nicht so gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule sah man, welch Früchtgen das geben würde! Das schwänzelte um den Lehrmeister herum und horchte und schmeichelte, und wusste sich fremdes Verdienst zuzueignen, und seine Eyer in fremde Nester zu legen. Das erschrak vor keiner Niederträchtigkeit, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er älter ward, ging das Alles in's Große. Bald spielte er den Heuchler, bald den Spaßmacher, wie's die Zeit heischte; mit jedem Winde wusste er zu segeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verläumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Minister zuging. — Nun, er ist todt — Ich will ihm nichts Böses nachreden. — Aber wie wusste dieser Selicour seinen Schwächen, seinen Lastern durch die schändlichsten Kupplerdienste zu schmeicheln! — Und kaum fällt der Minister, so ist er der Erste, der ihn verlässt, der ihn verläugnet!

Karl. Aber wie kann er sich bey dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß ſich nach ſeinen Leuten zu richten, und ſeinen Karakter nach den Umſtänden zu verändern. — Auch auf eine gute Handlung kommt's ihm nicht an, wenn dabey etwas zu gewinnen iſt, ſo wenig, als auf ein Bubenſtück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Narbonne hat einen durchdringenden Geiſt, und wird ſeinen Mann bald ausgefunden haben.

La Roche. Das iſt's eben, was er fürchtet. — Aber ſo leer ſein Kopf an allen nützlichen Kenntniſſen iſt, ſo reich iſt er an Kniffen. — So, zum Beyſpiel, ſpielt er den Ueberhäuften, den Geſchäftvollen, und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entſchlüpfen, wo ſeine Unwiſſenheit an's Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er ſich mit keinen kleinen Projekten; ich kenne ſie recht gut, ob er ſie gleich tief zu verbergen glaubt.

Firmin. Wie ſo? Was ſind das für Projekte?

La Roche. Narbonne, der bey dem Gouvernement jetzt ſehr viel zu ſagen hat, ſucht eine fähige Perſon zu einem großen Geſandſchaftpoſten. Er hat die Präſentation; wen er dazu empfiehlt, der iſt's. Nun hat dieſer Narbonne auch eine einzige Tochter, ſiebzehn Jahre alt, ſchön und liebenswürdig und von unermeſſlichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem ſo hohen Poſten aus dem Land und

dem hellſehenden Miniſter aus den Augen zu kommen, ſo kann er mit Hülfe eines geſchickten und discreten Sekretärs ſeine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt ſie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut das alsdann dem Schwiegerſohn des Miniſters? Der Miniſter muß alſo zuerſt gewonnen werden, und da gibt man ſich nun die Miene eines geübten Diplomatikers. — Die Mutter des Miniſters iſt eine gute ſchwatzhafte Alte, die eine Kennerinn ſeyn will, und ſich viel mit der Muſik weiß. — Bey dieſer Alten hat er ſich eingeniſtet, hat ihr Charaden und Sonette vorgeſagt, ja und der Stümper hat die Dreiſtigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane geleſen; bey ihr macht er den Empfindſamen, den Verliebten, und ſo iſt er der Liebling des ganzen Hauſes, von der Mutter gehätſchelt, von der Tochter geſchätzt. Die Geſandtſchaft iſt ihm ſo gut als ſchon gewiß, und nächſtens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör' ich! Er ſollte die Kühnheit haben, ſich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! Die ich anbete!

La Roche. Sie lieben ſie? Sie?

Firmin. Er iſt ein Narr! Er iſt nicht bey Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör' ich! Iſt's möglich? — Nein, nein, Herr Firmin! Dieſe Liebe iſt ganz und gar keine Narrheit — Wart — Wart, die kann uns zu etwas führen. — Dieſe Liebe kommt mir erwünſcht — die paſſt ganz in meine Projekte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieſer Selicour iſt in die Luft geſprengt! In die Luft, ſag' ich. — Mein verloren! — In ſeinem Ehrgeiz ſoll ihn der Vater, in ſeiner Liebe ſoll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Firmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laſſt nur mich machen! Laſſt mich machen, ſag' ich! Und über kurz oder lang ſind Sie Ambaſſadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen!

Firmin. Ich Ambaſſadeur?

La Roche. Nun! Nun! Warum nicht? Sie verdienten es beſſer, ſollt' ich meinen, als dieſer Selicour.

Firmin. Lieber La Roche! Eh' Sie uns andern ſo große Stellen verſchaffen, dächte ich, Sie ſorgten, Ihre eigne wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unſerm Freund! So iſt er! Immer unternehmend, immer Plane ſchmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit

und Klugheit zur Ausführung — und daß der Freund es so leicht nimmt, das hat ihm schon schwere Händel angerichtet!

La Roche. Es mag seyn, ich verspreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber Alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. — Für mich selbst möchte ich um keinen Preis eine Intrigue spielen — Aber diesen Selicour in die Luft zu sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten — das ist löblich, das ist köstlich, das macht mir ein himmlisches Vergnügen — Und an dem Erfolg — an dem ist gar nicht zu zweifeln.

Firmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan schon in Ordnung. —

La Roche. In Ordnung — Wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber das wird sich finden, wird sich finden.

Firmin. Ey! — Ey! Dieser gefährliche Plan ist noch nicht weit gediehen, wie ich sehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehn; dieser Selicour soll es mir nicht abgewinnen, das soll er nicht, dafür steh' ich. — Was braucht's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bey dem Minister, es ist nicht schwer bey ihm vorzukommen, er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Firmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

La Roche. Ey was! Ich bin nicht furchtſam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut. — Ich — ſpreche den Miniſter — Ich öffne ihm die Augen. — Er ſieht, wie ſchändlich er betrogen iſt — Das iſt das Werk einer halben Stunde — Der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommenſten Triumph. — Ja, ich ſtehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er ſo mit Schande aus dem Hauſe muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — Mich und meine Liebe laſſen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! Ich hoffe nichts. — Ich darf meine Wünſche nicht ſo hoch erheben! — Aber für meinen Vater können Sie nie zuviel thun.

Firmin. Laß du mich für mich ſelbſt antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein luftiges Projekt iſt's, das Sie ſich ausgeſonnen haben! Ein leeres Hirngeſpinſt! — Und wäre der Erfolg eben ſo ſicher, als er es nicht iſt, ſo würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Dieſe glänzenden Stellen ſind nicht für mich, und ich bin nicht für ſie; Neigung und Schickſal haben mir eine beſcheidnere Sphäre angewieſen. Warum ſoll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht ſuchen, und ich bin zu ſtolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um

einen andern für mich betteln zu laſſen. — Sorgen Sie alſo nur für ſich ſelbſt! Sie haben Freunde genug; es wird ſich Jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt alſo Beyde meine Dienſte nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht! (Er geht ab.)

Firmin. Er iſt ein Narr; aber ein guter, und ſein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Firmin. Ich höre kommen — Es iſt der Miniſter mit ſeiner Mutter — Laß uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg geſtellt hätte — (Gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Madame Belmont. War Herr Selicour ſchon bey dir?

Narbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht geſehen!

Madame Belmont. Das muſſt du doch geſtehen, mein Sohn, daß du einen wahren Schatz in dieſem Manne beſitzeſt.

Narbonne. Er ſcheint ſehr brav in ſeinem Fach! Und da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in dieſe große Stadt und in einen ſo ſchwierigen Poſten verſetzt ſehe, wo es mit der Bücherweisheit keineswegs gethan iſt, ſo muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne, wie Selicour, begegnete.

Madame Belmont. Der Alles verſteht — dem Nichts fremd iſt! Geſchmack und Kenntniß — die geiſtreichſte Unterhandlung, die angenehmſten Talente. — Muſik, Mahlerei, Verſe, man frage, wonach man will, er iſt in Allem zu Hauſe.

Narbonne. Nun, und meine Tochter?

Madame Belmont. Gut, daß du mich darauf bringſt. Sie hat ihre ſiebzehn Jahre; ſie hat Augen; dieſer Selicour hat ſo viele Vorzüge. — Und er iſt galant! Sein Ausdruck belebt ſich in ihrer Gegenwart. — O es iſt mir nicht entgangen! Dieſe Delikateſſe, dieſe zarten Aufmerkſamkeiten, die er ihr beweist, ſind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Narbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unſer Kind! Ich ſehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt; hab' ich nicht ſelbſt meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieſer Selicour kann es mit ſeinem Geiſt, ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Rechtſchaffenheit noch weit bringen. Ich habe ſelbſt ſchon bey einem ehrenvollen Poſten, wozu man einen tüchtigen

und würdigen Mann ſucht, an ihn gedacht. — Nun! Ich will ſeine Fähigkeiten prüfen — Zeigt er ſich, wie ich nicht zweifle, eines ſolchen Poſtens würdig, und weiß er meiner Tochter zu gefallen, ſo werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Madame Belmont. Das iſt mein einziger Wunſch! Er iſt ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebſter Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Narbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünſche mich doch wieder aufs Land hinaus — Denn hier muß ich die Zeit abpaſſen, um meinen Vater zu ſehen.

Narbonne. Ja, ich ſelbſt vermiſſe meine redlichen Landleute. Mit ihnen ſcherzte ich und war fröhlich — doch das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Poſten ſoll meine Gemüthsart nicht verändern; man kann ein Geſchäftsmann ſeyn, und doch ſeine gute Laune behalten.

Madame Belmont. Mich entzückt dieſer Auf-

enthalt. Ich — Ich bin hier, wie im Himmel. Mit aller Welt ſchon bin ich bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bey dem lycée abonniren.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute geglaubt habe zu ſehen! —

Madame Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Offizier —

Madame Belmont. Welchen Offizier?

Charlotte. Den jungen Karl Firmin —

Madame Belmont. Der zu Kolmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der ſich immer mit Ihnen unterhielt —

Madame Belmont. Ein artiger junger Menſch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Madame Belmont. Der auch ſo hübſche Verſe machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Madame Belmont. Nun, da er hier iſt, wird er ſich auch wohl bey uns melden.

Narbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läſſt diesmal auf ſich warten!

Madame Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour (Alles bekomplimentirend.) Ganz zum Entzücken find' ich Sie alle hier beyſammen!

Narbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour (zu Narbonne, Papiere übergebend.) Hier überbringe ich den bewuſſten Aufſatz — ich hielt's für dienlich, ein paar Zeilen zur Erläuterung beyzufügen.

Narbonne. Vortrefflich!

Selicour (der Madam ein Billet übergebend.) Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge beſprochen.

Madame Belmont. Allerliebſt!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich dieſen moraliſchen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch geleſen, Herr Selicour?

Selicour. Das erſte Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Aeltern hülflos, im Stich gelaſſen von undankbaren Kindern! — Greuel, die ich nicht faſſe — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unſers Lebens

die Sorgen auf, die sie unsrer hülflosen Kindheit beweisen?

Madame Belmont. In Alles, was er sagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delikates zu legen!

Selicour (zu Narbonne.) In unsern Büreau's ist eben jetzt ein Chef nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und Viele bewerben sich darum.

Narbonne. Auf Sie verlass' ich mich! Sie werden die Ansprüche eines Jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor allen die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich vergesse, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe!

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geschäfte! —

Narbonne. Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Selicour. Aber ich hätte vor Tische noch so Mancherley auszufertigen.

Narbonne. Bleiben Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig! Ein Mann von Ihrer Kenntniß, von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche! Kommen Sie ja bald zurück! — Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

(Er geht ab)

Sechster Auftritt.

Vorige, ohne Narbonne.

Madame Belmont. Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dächt' ich. — Unsre Verwandten, unsre Freunde speisen diesen Abend hier. — Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geschäfte —

Madame Belmont. Daß Sie nur ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unsrer Gesellschaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ich, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde sind mir immer herzlich willkommen.

Madame Belmont. Schon gut! Schon gut! Jetzt zieh' dich an! Es ist die höchste Zeit! — Sie müssen wissen, Herr Selicour, daß ich bey dem Putz präsidire.

Selicour. So kommt die schöne Kunst noch der schönen Natur zu Hülfe — wer könnte da widerstehn?

Madame Belmont. Er ist scharmant! Schar-

mant ist er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geistreiches und Galantes zu sagen. (Geht mit Charlotten.)

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel (im Hereintreten.) Endlich ist sie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour —

Selicour. (grob und verdrießlich.) Das ist mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier belästigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selicour. Gewiß eine Betteley — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier ist der Ort nicht — In meinem Cabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen so übeln Empfang glaubte ich nicht —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu

bitten — ich komme dem Herrn Selicour meine gehorsame Dankſagung abzuſtatten.

Selicour. Dankſagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verſchafft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erſt ſeit geſtern hier im Hauſe, weil mich mein Herr auf dem Lande zurück ließ. Als ich Ihnen ſchrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Perſon zu kennen.

Selicour. Was Sie ſagen, mein Wertheſter! Sie wären im Dienſt des Miniſters?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monſieur Michel, Kammerdiener, Leibdiener, Vertrauter des Herrn Miniſters! — Bitte tauſendmal um Verzeihung, Monſieur Michel! — Wahrhaftig, ich ſchäme mich — ich bin untröſtlich, daß ich Sie ſo barſch angelaſſen. Auf Ehre, Monſieur Michel! — Ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Und wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von ſo vielen Zudringlichen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Rock anſehen. —

Michel. Aber gegen alle kann man höflich ſeyn, dächt' ich!

Selicour. Freylich! Freylich! Es war eine unglückliche Zerſtreuung! —

Michel. Eine ſehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, ſehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

Michel. Laſſen wir's gut ſeyn!

Selicour. Nun! Nun! — Ich habe Ihnen meinen Eifer bewieſen — der liebe, liebe Neffe! Der wäre denn nun verſorgt!

Michel. Eben komm' ich von ihm her! Er iſt nicht auf den Kopf gefallen, der Burſch!

Selicour. Der junge Mann wird ſeinen Weg machen. Zählen Sie auf mich!

Michel. Schreibt er nicht ſeine ſaubre Hand?

Selicour. Er ſchreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! Das iſt das Weſen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie laſſen Sie ſich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, ſtreng anbefohlen, um nichts zu ſollicitiren. — Er iſt ſo etwas wunderlich, der Herr!

Selicour. Iſt er das? So! So! — Sie kennen ihn wohl ſehr gut, den Herrn Miniſter?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit ſeiner Dienerſchaft umgeht, ſo weiß ich ihn auswendig,

— und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaubs! Ich glaubs! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehn Sie, Monsieur Michel! Mein Grundsatz ist: Handle recht! Scheue Niemand!

Michel. Schön gesagt!

Selicour. Nun also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! — Der gute Herr ist also ein wenig eigen, sagen Sie?

Michel. Er ist wunderlich, aber gut. Sein Herz ist lauter, wie Gold!

Selicour. Er ist reich, er ist ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in seinen besten Jahren. — Gestehen Sie's nur. — Er hasst die Weiber nicht, der liebe würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour (lächelt fein.) He! He! So einige kleine Liebschaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl seyn; Aber er ist über diesen Punkt —

Selicour. Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind bescheiden und wissen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt; denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Vorstädten ſucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier und für wen?

Michel. Das will ich ſchon noch herausbringen. — Aber laſſen Sie ſich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch ſein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müſſen Sie einen chriſtlichen Mantel auf ſeine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat ſeyn? Warum das nicht, Herr Michel? — Ich haſſe die ſchlechten Auslegungen. — In den Tod haſſe ich, was einer übeln Nachrede gleicht. — Man muß immer das Beſte von ſeinen Wohlthätern denken. — Nun! Nun! Nun wir ſehen uns wieder, Monſieur Michel! — Sie haben mir doch meinen trockenen Empfang verziehen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz ſchamroth darüber! (Gibt ihm die Hand.)

Michel (weigert ſich.) O nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Platz, und weiß mich zu beſcheiden.

TAYLOR INST. OXFORD

Selicour. Ohne Umstände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir das aus, Monsieur Michel!

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! Mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mirs recht aus, Monsieur Michel! —

(Indem sich Beyde bekomplimentiren, fällt der Vorhang.)

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Narbonne und Selicour (ſitzen.)

Narbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour (unbehaglich.) — Ja!

Narbonne. Es liegt mir ſehr viel an dieſer Unterredung. — Ich habe ſchon eine ſehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, ſie wird ſich um ein großes vermehren, ehe wir aus einander gehen. Zur Sache alſo, und die falſche Beſcheidenheit bey Seite. Sie ſollen in der Diplomatik und im Staatsrecht ſehr bewandert ſeyn, ſagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet, und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für ſehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Narbonne. Gut! Gut! Für's Erſte alſo laſſen Sie hören — Welches halten Sie für die erſten Erforderniſſe zu einem guten Geſandten?

Selicour (ſtockend.) Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geſchäften.

Narbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit bestehe.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Narbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Selicour. Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten, und wisse sich ein Ansehen zu geben. —

Narbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Anmaßung.

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er habe ein wachsames Auge auf Alles, was —

Selicour. (unterbricht ihn.) Ueberall habe er die Augen; er wisse das Verborgenste auszuspüren —

Narbonne. Ohne den Aufpasser zu machen.

Selicour. So mein' ich's. Ohne eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

Narbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen, und eine bescheidene Zurückhaltung —

Selicour (rasch.) Sein Gesicht sey ein versiegelter Brief.

Narbonne. Ohne den Geheimnißkrämer zu machen. —

Selicour. So mein' ich's.

Narbonne. Er besitze einen Geist des Friedens, und suche jeder gefährlichen Mißhelligkeit —

Selicour. Möglichst vorzubeugen.

Narbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verschiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Erzeugnissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilance. —

Narbonne. Ganz recht.

Selicour (im Fluß der Rede.) Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hülfquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Narbonne. Zum Beyspiel: Angenommen also, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verschickte — so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour (verlegen.) Ich — muß gestehen, daß — Ich habe mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Narbonne. So! Hm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu studieren.

Narbonne. Von Italien also!

Selicour. Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Narbonne. Wohl! Wohl! Aber auf unser Thema zurück zu kommen!

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es lässt sich so Vieles dabey denken!

Narbonne. Venedig ist's, was mir zunächst einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über Alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. — (Steht auf.)

Narbonne. Nicht doch! Nicht doch! Eine kleine Gedult!

Zweyter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es ist Jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour (sehr eilig.) Ich will nicht stören.

Narbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieser Jemand wird sich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Narbonne. Das Dringendſte iſt mir jetzt unſre Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es ſey in ein Paar Minuten geſchehen, ſagt der Herr, und habe gar große Eile. (Selicour eilt ab.)

Narbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Beſuch fort iſt.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen ſeyn.

Narbonne (zu Michel.) Laſſt ihn eintreten!

Dritter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

La Roche (mit vielen Bücklingen.) Ich bin wohl — ich vermuthe — es iſt des Herrn Miniſters Excellenz, vor dem ich —

Narbonne. Ich bin der Miniſter. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte ſehr um Vergebung — ich — ich komme — Es iſt — Ich ſollte — Ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Reſpekt —

Narbonne. Ey, ſo laſſen Sie den Reſpekt, und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewiſſen, die

Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Narbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben Ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

Narbonne. Und wer ist dieser Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Narbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieser Selicour ist eben so unwissend, als er niederträchtig ist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Narbonne. Ein kleine Geduld! (Klingelt. — Michel kommt.) Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit nichten, Ihr Excellenz! — Er ist uns bey diesem Gespräche keineswegs nöthig.

Narbonne. Nicht für Sie, das glaub' ich, aber das ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die sich nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber steht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es ist aber doch misslich, Jemand ins Angesicht —

Narbonne. Wenn man keine Beweise hat, allerdings — Ist das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen. — Er ist ein

feiner Schelm, ein beſonnener Spitzbube. — Ey nun! Meinetwegen auch ins Angeſicht! — Zum Henker, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie ſollen ſehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Narbonne. Wohl! Wohl! Das wird ſich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Narbonne. Kennen Sie dieſen Herrn?

Selicour (ſehr verlegen.) Es iſt Herr La Roche.

Narbonne. Ich habe Sie rufen laſſen, ſich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche (nachdem er gehuſtet.) Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß wir Schulkameraden zuſammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit ſchuldig iſt. Wir fingen Beyde unſern Weg zugleich an — es ſind jetzt fünfzehn Jahre — und traten Beyde in dem nämlichen Büreau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — ſitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der ſein Jugendfreund war, ſeit vielen Jahren vergeſſen, das mag ſeyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach

einer ſo langen Vergeſſenheit an ſeinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weiſe aus ſeinem Brot zu treiben, wie er gethan hat, das iſt hart, das muß mich aufbringen! Er kann nicht das geringſte Böſe wider mich ſagen; ich aber ſage von ihm und behaupte dreiſt, daß dieſer Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann ſpielt, einen rechten Spitzbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bey ſeinen ſchlechten Stückchen redlich beygeſtanden. Wie ein ſpitzbübiſcher Lakay weiß der Heuchler mit der Livree auch jedesmal den Ton ſeines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler iſt er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Geſell! Niederträchtig, wenn er etwas ſucht, und hochmüthig, unverſchämt gegen Alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über dieſe menſchliche Schwachheit iſt er jetzt weit hinaus. — Nun hat er ſich in eine prächtige Stelle eingeſchlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachſen iſt. Auf ſich allein zieht er die Augen ſeines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herrn Firmin, läſſt er nicht aufkommen.

Narbonne. Firmin! Wie? — Iſt Herr Firmin in unſern Büreaus?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, das können Sie mir glauben.

Narbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geſchäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Kolmar die Bekanntſchaft Ihrer Tochter.

Narbonne. Karl Firmin! Ja! Ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Narbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, das wär' es! Ich habe genug geſagt, denk' ich!

Narbonne (zu Selicour.) Verantworten Sie ſich!

Selicour. Des Undanks zeiht man mich. — Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche ſollte mich beſſer kennen! — An meinem Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er ſo lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beſchuldigungen gegen einen Mann, den er ſeit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit ſeinem Verdacht ſo raſch zuzufahren, meine Handlungen aufs Schlimmſte auszulegen, und mich mit dieſer Hitze, dieſer Galle zu verfolgen! — Zum Beweis, wie ſehr ich ſein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Narbonne. Er hat Sie ausreden laſſen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem Andern ſeine Stelle

gegeben, das ist wahr, und Keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen, und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gesteh' es, hatte ich gewartet, und mich schon im voraus der angenehmen Ueberraschung gefreut, die ich ihm bereitete. Welche süße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heut sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin Keiner von denen, die eine Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem Andern heimlich aufzuladen, und sich selbst das Verdienst znzueignen.

Selicour. Die Stelle schickt sich für dich, Kamerad! Glaub' mir, der dich besser kennt, als du selbst. (Zu Narbonne) — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll gesunden Verstandes; er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin ist's, den er anführt. — Das Beyspiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jetzige Stelle nicht schlecht

— aber ihm gebührt allerdings eine beſſre, und ſie iſt auch ſchon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Poſten verſetzt werden ſollte, den mir mein gütiger Gönner beſtimmt. — Ich ſey meinem jetzigen Amte nicht gewachſen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben beſitze. — Aber man ſollte bedenken, daß dieſe Anklage mehr meinen Gönner trifft, als mich ſelbſt! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachſen, ſo iſt der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut, und mit meinem ſchwachen Talent ſo oft ſeine Zufriedenheit bezeugt. — Ich ſoll endlich der Mitſchuldige des vorigen Miniſters geweſen ſeyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören laſſen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo ſich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten — Zwanzigmal wollte ich dieſem unfähigen Miniſter den Dienſt aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu ſeyn. Welche ſüße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böſes verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getrotzt; die gute Sache habe ich gegen ihn verfochten, da er noch im Anſehen war! Er fiel, und ich zollte ſeinem Unglück das herzlichſte Mitleid. Iſt das ein Verbrechen, ich bin ſtolz darauf und rühme mich deſſelben. — Es iſt hart, ſehr hart für

mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden sehe — daß ich genöthigt bin, mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich schätze und liebe! — Aber komm! Laß uns Frieden machen, schenke mir deine Freundschaft wieder und Alles sey vergessen!

La Roche. Der Spitzbube! — Rührt er mich doch fast selbst!

Narbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünschte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Narbonne. Herr La Roche! Es ist brav und löblich, einen Bösewicht, wo er auch stehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem ungerechten Haß eigensinnig bestehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er hasst mich nicht! Ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist hitzig vor der Stirn — er lebt von seiner Stelle — das entschuldigt ihn! Er glaubte, sein Brot zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich gesteh' es — Komm! Komm! Laß dich umarmen, Alles sey vergessen!

La Roche. Ich ihn umarmen! In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie ers anstellt, weiß ich nicht, um mich selbst — um Euer Excellenz zu betrügen — aber kurz! Ich bleibe bey meiner Anklage. — Kein Friede zwischen

uns, bis ich ihn entlarvt, ihn in seiner ganzen Blöße dargestellt habe!

Narbonne. Ich bin von seiner Unschuld überzeugt. — Wenn nicht Thatsachen, vollwichtige Beweise mich eines andern überführen.

La Roche. Thatsachen! Beweise! Tausend für einen!

Narbonne. Heraus damit!

La Roche. Beweise genug — die Menge — Aber das ists eben — ich kann nichts damit beweisen! Solchen abgefeimten Schelmen läßt sich nichts beweisen. — Vormals war er so arm, wie ich; jetzt sitzt er im Ueberfluß! Sagt' ich Ihnen, daß er seinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß sich sein ganzer Reichthum davon herschreibt — so kann ich das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit ists, ich will darauf leben und sterben.

Selicour. Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf' ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich besitze, ist die Frucht eines fünfzehnjährigen Fleißes; ich habe es mit saurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Erlogen! Erlogen! Ich kann es freylich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschämt gelogen!

Narbonne. Mäßigen Sie ſich!

Selicour. Mein Gott! Was erleb' ich! Mein Freund La Roche iſts, der ſo hart mit mir umgeht. — Was für ein Wahnſinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, ſoll ich über dieſe Wuth lachen oder böſe werden. — Aber lachen auf Koſten eines Freundes, der ſich für beleidigt hält — Nein, das kann ich nicht! Das iſt zu ernſthaft! — Deinen alten Freund ſo zu verkennen! — Komm doch zu dir ſelbſt, lieber La Roche, und bringe dich wenigſtens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine ſo treffliche Stelle, als ich dir zugedacht habe!

Narbonne. Die Wahrheit zu ſagen, Herr La Roche, dieſe Halsſtarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu ſeyn? — Auf Ehre! Der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch faſt ſelbſt, trotz meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irre gemacht — aber nein, nein! Ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwiſchen uns und keine Verſöhnung! Hier, ſehe ich, würde alles weitre Reden vergeblich ſeyn! Aber wiewohl der Spitzbube mich aufs Aeußerſte treibt, lieber tauſendmal Hungers ſterben, als ihm mein Brot verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden! (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Narbonne. Begreifen Sie diese hartnäckige Verstocktheit —

Selicour. Hat nichts zu sagen! Er ist ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder besänftigen.

Narbonne. Er ist rasch und unbesonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann seyn.

Selicour. Ein seelenguter Mann; dafür steh' ich — dem aber der Kopf ein wenig verschoben ist. — Es kann auch seyn, daß ihn sonst Jemand gegen mich aufhetzt.

Narbonne. Meinen Sie?

Selicour. Es mag so etwas dahinter stecken. — Wer weiß? Irgend ein heimlicher Feind und Neider — denn dieser arme Teufel ist nur eine Maschine.

Narbonne. Wer sollte aber —

Selicour. Es gibt so Viele, die meinen Untergang wünschen!

Narbonne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterdrücke ihn! Denn daß ich so etwas von Herrn Firmin denken sollte — Pfui! Pfui! Das wäre schändlich! Das ist nicht möglich!

Narbonne. So denk' ich auch! Der Mann scheint mir dazu viel zu rechtlich und zu bescheiden.

Selicour. Beſcheiden, ja, das iſt er!

Narbonne. Sie kennen ihn alſo?

Selicour. Wir ſind Freunde.

Narbonne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Firmin, muß ich ſagen, iſt ein Mann, wie man ſich ihn für das Büreau eigentlich wünſcht — wenn auch eben kein Kopf, doch ein geſchickter Arbeiter. — Nicht zwar, als ob es ihm an Verſtand und Kenntniſſen fehlte — Keineswegs! Er mag viel wiſſen, aber man ſiehts ihm nicht an.

Narbonne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab' ihn ſchon längſt darum angelegen, ſich zu zeigen — aber vielleicht fühlt er ſich für eine ſubalterne Rolle und für die Dunkelheit geboren. Ich will ihn indeſſen —

Narbonne. Bemühen Sie ſich nicht! — Gegen einen Mann von Verdienſten kann unſer einer unbeſchadet ſeines Rangs die erſten Schritte thun. — Ich ſelbſt will Herrn Firmin aufſuchen. — Aber jetzt wieder auf unſer voriges Thema zurück zu kommen, das dieſer La Roche unterbrochen hat. —

Selicour (verlegen.) Es iſt ſchon etwas ſpät. —

Narbonne. Hat nichts zu ſagen.

Selicour. Es wird auch jetzt die Zeit zur Audienz ſeyn.

Narbonne (sieht nach der Uhr.) Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir können ja es auf morgen —

Narbonne. Gut! Auch das!

Selicour. Ich will also —

Narbonne. Noch ein Wort —

Selicour. Was beliebt?

Narbonne. Ein Geschäft kann ich Ihnen wenigstens noch auftragen, das zugleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Narbonne. Mein Vorgänger hat durch seine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen einreißen lassen, die trotz aller unserer Bemühungen noch nicht abgestellt sind. Es wäre daher ein Memoire aufzusetzen, worin man alle Gebrechen aufdeckte, und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

Selicour. Erlauben aber Euer Excellenz — eine solche Schrift könnte für ihren Verfasser, könnte für Sie selbst bedenkliche Folgen haben.

Narbonne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das ist würdig gedacht!

Narbonne. Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. Sie kennen das Uebel so gut und besser noch, als ich selbst.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerley Meinung.

Narbonne. Ohne Zweifel. Dies Geschäft hat Eile. Ich verlasse Sie; verlieren Sie keine Zeit; es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem Viel gesagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit!

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Madame Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte abwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wissen.

Selicour. Wovon ist die Rede, Madame?

Madame Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte soll sich dabey hören lassen.

Selicour. Sie singt so schön!

Madame Belmont. Sie geben sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

Madame Belmont. Nun, so machen sie uns ein Lied oder so etwas für heut Abend!

Selicour. Eine Romanze meinen Sie?

Madame Belmont. Gut, die Romanzen lieben wir besonders!

Selicour. Wenn der Eifer den Mangel des Genies ersetzen könnte —

Madame Belmont! Schon gut! Schon gut! Ich verstehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgewesen, um Akten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

Madame Belmont. Eine niederträchtige Beschäftigung!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! Die Blume der Dichtkunst erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau (hinter der Scene.) Nu! Nu! Wenn er drinn ist, wird mir's wohl auch erlaubt seyn, denk' ich —

Madame Belmont. Was gibts da?

Robineau (im Eintreten.) Dieſes Bedientenpack bildet ſich mehr ein, als ſeine Herrſchaft. — Ich will den Herrn Selicour ſprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das will ich bald ſehen. — Ja, mein Seel, das iſt er! — Leibhaftig — Ich ſeh' ihn noch, wie er ſich im Dorf mit den Jungens herum jagte. — Nun ſeh' er jetzt auch 'mal mich an — betracht' er mich wohl. Ich bin wohl ein bischen verändert — Kennt er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Chriſtoph, des Winzers, der die dicke Madelon heirathete, ſeines Großvaters Muhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach ſo!

Robineau. Nun — Vetter pflegen ſich ſonſt zu umarmen, denk' ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laſſt uns auf mein Zimmer gehen — ich bin hier nicht zu Hauſe.

Madame Belmont. Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie ſind gar zu gütig! Man muß ihm ſein ſchlichtes

Weſen zu gute halten, er iſt ein guter ehrlicher Landmann, und ein Vetter, den ich ſehr lieb habe.

Madame Belmont. Das ſieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme ſo eben an, Herr Vetter!

Selicour. So, und woher denn?

Robineau. Ei, woher ſonſt als von unſerm Dorf. — Dieſes Paris iſt aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwey Stunden, daß ich aus dem Poſtwagen geſtiegen, treib' ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzuſuchen, er weiß ja, ſeinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun da find' ich ihn ja endlich, und nun mags gut ſeyn!

Selicour. Er kommt in Geſchäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geſchäften! Hat ſich wol! Ein Geſchäft hab' ich freylich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. I nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! Ha!

Robineau. Nun, das Geſchäft iſt wichtig genug, denk' ich.

Selicour (zu Madame Belmont.) Excuſiren Sie.

Madame Belmont. Er beluſtigt mich.

Selicour. Er iſt ſehr kurzweilig.

Robineau. Peter, der Kärrner, meinte, der Vetter habe ſich in Paris ſeine Pfeifen gut geſchnitten. — Als er noch klein war, der Vetter, da ſey er ein loſer Schelm geweſen, da hätt's geheißen: der verdirbt nicht — der wird ſeinen Weg ſchon machen! — Wir hatten auch ſchon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu ſchön, als daß wir ſie hätten glauben können. Wie wir aber nicht länger daran zweifeln konnten, ſagte mein Vater zu mir: Geh' hin, Chriſtoph! Suche den Vetter Selicour in Paris auf! Die Reiſe wird dich nicht reuen — Vielleicht machſt du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madam! Die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Zunge ſagen — und wie ich den lieben Herrn Vetter da ſo vor mir ſah', ſehen Sie, ſo ging mir das Herz auf.

Madame Belmont. Ei, das iſt ganz natürlich.

Robineau. Hör' er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfängt; theil' er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer rechtſchaffen, wahr und beſcheiden! Das iſt mein ganzes Geheimniß, Vetter! weiter hab' ich keins. — Es iſt doch Alles wohl zu Hauſe?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Fami-

lie gedeiht. Der Bertrand hat ſeine Suſanne geheirathet; ſie wird bald niederkommen, und hofft, der Herr Vetter wird zu Gevatter ſtehen. Es iſt Alles in guten Umſtänden, bis auf ſeine arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, daß ſie nothleiden müſſe und einen ſo ſteinreichen Sohn in der Stadt habe.

Selicour (leiſe.) Halts Maul, Dummkopf!

Madame Belmont. Was ſagt er von der Mutter?

Selicour (laut.) Iſt's möglich? Die tauſend Thaler, die ich ihr geſchickt, ſind alſo nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was das doch für ſchlechte Anſtalten ſind auf dieſen Poſten — Die arme, gute Mutter! Was mag ſie ausgeſtanden haben!

Madame Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das verſteht ſich! Sogleich bitte ich den Miniſter um Urlaub — es iſt eine gerechte Forderung. Ich kann darauf beſtehen — Die Pflicht der Natur geht allen andern vor — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen iſt Alles abgethan! — Sie hat ſich nicht in Paris niederlaſſen wollen, wie ſehr ich ſie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu ſehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr klug werden; denn zu uns ſagte ſie, ſie wäre gern nach

Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß selbst nicht immer, was sie will! — Aber sie nothleidend zu wissen — Ach Gott! Das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

Madame Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! — Aber Sie werden bald Rath geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glücklich ist die Gattinn, die Sie einst besitzen wird! Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden! (Ab.)

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Treu, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätt' ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der ist gar stolz und hochmüthig, hieß es, der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour (nachdem er wohl nachgesehen, ob Madame Belmont auch fort ist.) Sage mir, du Esel! Was fällt dir ein, daß du mir hier so zur Unzeit über den Hals kommst!

Robineau. Nun, nun! Wie ich ihm ſchon ſagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schafskopf!

Robineau. Ei, ei, Vetter! Wie er mit mir umgeht, ich laſſe mir nicht ſo begegnen.

Selicour. Du thuſt wol gar empfindlich — Schade um deinen Zorn — Von ſeinem Dorf weg nach Paris zu laufen! Der Tagdieb!

Robinean. Aber was das auf einmal für ein Betragen iſt, Herr Vetter! — Erſt der freundliche Empfang und jetzt dieſen barſchen Ton mit mir! — Das iſt nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' er mir's nicht übel, das iſt falſch — und wenn ich das weiter erzählte, wie er mit mir umgeht — 's würde ihm ſchlechte Ehre bringen! Ja, das würd' es!

Selicour (erſchrocken.) Weiter erzählen! Was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterſteh' dich, Bube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter ſorgen. Sey ruhig! Ich ſchaffe dir einen Platz! Verlaß dich darauf!

Robineau. Nun, wenn er das —

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Fort! Auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör' er, Vetter! Ich möchte ſo gern ein recht ruhiges und bequemes Brot. Wenn er mich ſo bey der Acciſe unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf; ich ſchaffe dich an den rechten Platz. — Ins Dorf mit dem dummen Dorfteufel über Hals und Kopf! — (Ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche und Karl Firmin begegnen einander.)

La Roche. Ich ſuchte Sie ſchon längſt. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wort gehalten — ich habe ihn dem Miniſter abgeſchildert, dieſen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es iſt alſo vorbey mit ihm? Ganz vorbey!

La Roche. Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen ſagen, er hat ſich herausgelogen, daß ich da ſtand wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler ſtellte ſich gerührt, er ſpielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundſchaftverſicherungen und will mich bey dem Bureau als Chef anſtellen.

Karl. Wie? Was? Das iſt ja ganz vortrefflich! Da wünſche ich Glück..

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und

um Geld zu thun wäre; für so falsch und verrätherisch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit seinem süßen Geschwätz! Ich war aber sein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeschlagen!

Karl. Und so sind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater ist nicht besser daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber lassen Sie mich nur machen! Lassen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geschlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit ausdachte, sind die ganze Ausbeute, die ich zurück bringe.

La Roche. Vortrefflich! Brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unterdessen will ich die Spur meines Wildes verfolgen. Der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

Karl. Lieber La Roche! Das ist unter unserer Würde. Lassen wir diesen Elenden sein schmutziges Handwerk treiben, und das durch unser Verdienst erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erschleicht.

La Roche. Weg mit diesem Stolz! Es ist Schwachheit, es ist Vorurtheil! — Wie? Wollen wir warten, bis die Redlichkeit die Welt regiert — Da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Ränke! Wohl,

ſo wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches verſuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verſe, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es geltend machen, ich — das iſt meine Sache!

Karl. Ja, aber die Klugheit nicht vergeſſen. — Sie haben ſich heute übel ertappen laſſen.

La Roche. Und es wird nicht das Letztemal ſeyn. — Aber thut nichts! Ich ſchreite vorwärts, ich laſſe mich nicht abſchrecken, ich werde ihm ſo lange und ſo oft zuſetzen, daß ich ihm endlich doch Eins beybringe. Ich bin lange ſein Narr geweſen; jetzt will ich auch ihm einen Poſſen ſpielen. Laſſen wir's den Buben ſo forttreiben, wie er's angefangen, ſo werde ich bald der Schelm, und Ihr Vater der Dummkopf ſeyn müſſen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er iſt es ſelbſt!

Karl. Ich kann ſeinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurück gehen und mein Gedicht vollenden. (Ab.)

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es iſt beſſer, ich bleibe. Der Geck glaubte ſonſt, ich fürchte mich vor ihm!

Zweyter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach sieh da! Finde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn selbst, Herr Selicour!

Selicour. Sehr beschämt, wie ich sehe.

La Roche. Nicht sonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Freund hat seine Bolzen umsonst verschossen!

La Roche. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! So hart Sie mir auch zusetzten — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närrischen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. — Zwingt Euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seyd unverschämt nach Herzensgelüsten.

Selicour. Sieh doch!

La Roche. Brüstet Euch mit Eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freylich, es kann Einen stolz machen, über einen so fürchterlichen Gegner gesiegt zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in Eurer Schule will ich's bald beſſer lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu ſchaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläſſt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schildknappe alſo des ehrlichen Firmins! — Sieh, ſieh!

La Roche. Er muß dir oft aus der Noth helfen, dieſer ehrliche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für deine Ritterſchaft?

La Roche. Was bezahlſt du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir ſchlimme Händel anrichten.

La Roche. Werde nicht böſe, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böſes Gewiſſen.

Selicour. Freylich ſollte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachteſt einen Feind, der dir zu ſchwach ſcheint. Ich will darauf denken, deine Achtung zu verdienen! (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Selicour (allein.)

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. — Gemach, Kamerad! — So weit sind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. — Es ist der Sohn vermuthlich — der junge Mensch, der sich mit Versen abgibt, ganz gewiß — und dieser La Roche ists, der sie hetzt! — Dieser Firmin hat Verdienste, ich muß es gestehen, und wenn sie je seinen Ehrgeiz aufwecken, so kenne ich keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welcher Klemme sehe ich mich! — Eben diese beyde Firmins wären mir jetzt gerade höchst nöthig, der Vater mit seinen Einsichten und der Sohn mit seinen Versen. — Laß uns fürs Erste Nutzen von ihnen ziehen und dann schafft man sie sich schon gelegentlich vom Halse.

Vierter Auftritt.

Firmin der Vater und Selicour.

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Eben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erklären —

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armſeligkeit — Lieber Firmin, es iſt mir ein rechter Troſt, Sie zu ſehen. — Man hat uns veruneinigen wollen!

Firmin. Uns veruneinigen!

Selicour. Ganz gewiß. Aber es ſoll ihnen nicht gelingen, hoff' ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewieſen, denk' ich, da dieſer tollköpfige La Roche mich beym Miniſter anſchwärzen wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das Abſcheulichſte preisgegeben.

Firmin. Er hat ſeine Stelle verloren. — Setzen Sie ſich an ſeinen Platz!

Selicour. Er iſt ein Undankbarer! Nach Allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geſchehe, ſagte er, um Ihnen dadurch einen Dienſt zu leiſten. — Er diente Ihnen aber ſchlecht, da er mir zu ſchaden ſuchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß beſſer, als dieſer Brauskopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir ſchon ein Plänchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lermende Treiben der Büreaux iſt Ihnen verhaſſt, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuſchvollen Stadt zu leben. — Es

ſoll für Sie geſorgt werden, Herr Firmin! — Sie ſuchen ſich irgend ein einſames ſtilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich ſchicke ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es ſoll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das ſind aber blos noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glücklich, der auf der ländlichen Flur ſeine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! So wohl wird es mir nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Laſtthier der Verhältniſſe, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. Auch hielt' ich's für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der ſich hier niederlaſſen wollte, über Hals und Kopf wieder auf's Land zurück zu ſchicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reiſekoſten — denn, ſagen Sie ſelbſt, iſt's nicht unendlich beſſer, auf dem Land in der Dunkelheit frey zu leben, als hier in der Stadt ſich zu placken und zu quälen. —

Firmin. Das iſt meine Meinung auch. — Aber was wollten Sie eigentlich bey mir?

Selicour. Nun, wie ich ſagte, vor allen Dingen mich von der Freundſchaft meines lieben Mitbruders überzeugen — Und alsdann — Sie haben mir ſo oft ſchon aus der Verlegenheit geholfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen ſo viel — ſo Vieles ſchuldig! — Mein Poſten bringt mich um — Mir liegt ſo

Vieles auf dem Halſe — Wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen — Sie ſind zufrieden mit unſerm Miniſter?

Firmin. Ich bewundere ihn.

Selicour. Ja, das nenn' ich einmal einen fähigen Chef! Und wahrlich, es war auch die höchſte Noth, daß ein ſolcher an den Platz kam, wenn nicht Alles zu Grunde gehen ſollte. — Es iſt noch nicht Alles, wie es ſoll, ſagte ich ihm heute — Wollen Sie, daß Alles ſeinen rechten Gang gehe, ſo müſſen Sie ein Memoire einreichen, worin Alles, was noch zu verbeſſern iſt, mit der ſtrengſten Wahrheit angezeigt wäre — Dieſe meine Idee hat er mit Eifer ergriffen und will eine ſolche Schrift unverzüglich aufgeſetzt haben. — Er trug ſie mir auf — Aber die unendlichen Geſchäfte, die auf mir liegen — In der That, ich zittre, wenn ich an einen Zuwachs denke —

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — Nicht wahr?

Selicour. Nun ja! Ich will's geſtehen!

Firmin. Sie konnten ſich diesmal an keinen Beſſern wenden!

Selicour. O das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn da ich ſo lange Zeit von den Mißbräuchen unter der vorigen Verwaltung Augenzeuge war — ſo habe ich, um nicht blos als müßiger Zuſchauer darüber zu ſeufzen, meine Beſchwerden und

Verbeſſerungplane dem Papiere anvertraut — und ſo findet ſich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich ſchon gethan iſt! — Ich hatte mir keinen beſtimmten Gebrauch dabey gedacht. — Ich ſchrieb blos nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Iſts möglich? Sie hätten —

Firmin. Es liegt Alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich das will! O mit Freuden! — Das iſt ja ein ganz erwünſchter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere ſind nicht in der beſten Ordnung!

Selicour. O dieſe kleine Mühe übernehm' ich gern — Noch heute Abend ſoll der Miniſter das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfaſſer; Sie ſollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wiſſen, daß mirs darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes ſtifte, gleichviel unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, ſcharmanter Mann! Niemand läſſt Ihrem beſcheidnen Verdienſt mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir alſo die Papiere —

Firmin. Ich kann ſie gleich holen, wenn Sie ſo lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mirs aus!

Selicour. So! Warum denn nicht?

Firmin. Aus Ursachen.

Selicour. Nun, wenn Sie wollen! — Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen! — (Wenn Firmin fort ist.) Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, sein Sohn werde ihn auszanken.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl (kommt in einem Papier lesend, das er beym Anblick Selicour's schnell verbirgt.) Schon wieder dieser Selicour — (Will gehen.)

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum fliehen Sie so die Gesellschaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — (Für sich.) Daß ich dem Schwätzer in den Weg laufen musste!

Selicour. Ich habe mich schon längst darnach gesehnt, Sie zu sehen, mein Bester! — Was machen die Musen? Wie fließen uns die Verse? — Der gute Herr Firmin hat Allerley dagegen, ich weiß aber, er hat unrecht. — Sie haben ein so entschiednes Talent! —

Wenn die Welt Sie nur erst kennte — aber das wird kommen! Noch heute früh sprach ich von Ihnen —

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter unsers Herrn Ministers — und man hat schon ein gutes Vorurtheil für Sie, nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bey welchem Anlaß war das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie Sie dazu kommt — Man schmeichelt ihr, ihres Sohnes wegen. — Wie? Wenn Sie ihr auf eine geschickte feine Art den Hof machten — deßwegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein paar Couplets von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar zu meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein Andrer, aber der Witz ist eingerostet in den leidigen Geschäften! Wie wärs nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten — Sie vertrauten sie mir an — ich lese sie vor — man ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Lobrede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz als seinen Degen!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

Selicour. Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

Karl (für sich.) Er will mich beschwatzen! Es ist

lauter Falſchheit, ich weiß es recht gut, daß er falſch iſt — aber, wie ſchwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beſchwatzen. — (Zu Selicour.) Man verlangt alſo für dieſen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! Ein Nichts! Ein Liedchen — wo ſich auf eine ungezwungne Art ſo ein feiner Zug zum Lobe des Miniſters anbringen lieſſe. —

Karl. Den Lobredner zu machen iſt meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunſt ſoll durch mich nicht ſo erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch ſo verdient iſt, iſt Schmeicheley, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines ächten Muſensſohns! Nichts von Lobſprüchen alſo — aber ſo etwas von Liebe — Zärtlichkeit — Empfindung —

Karl (ſieht ſein Papier an.) Konnte ich denken, da ich ſie niederſchrieb, daß ich ſobald Gelegenheit haben würde? —

Selicour. Was? Wie? Das ſind doch nicht gar Verſe —

Karl. O verzeihen Sie! Eine ſehr ſchwache Arbeit —

Selicour. Ei was! Mein Gott! Da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geſchwind! — Sie ſollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romanze zu ſeyn — dieſe Kleinigkeiten — dieſe artigen Spielereyen

thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen Alles. — Geben Sie! Geben Sie! — Wie! Sie stehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich seyn — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt seyn — Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vortheil, nicht der meine, den ich dabey beabsichtete.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie sich zieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour (reißt ihm das Papier aus der Hand.) Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! (Er steckt das Papier in die rechte Tasche.)

Sechster Auftritt.

Beyde Firmin's. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten! (Gibt ihm das Papier heimlich.)

Selicour. Ich weiß zu schweigen. (Steckt das Papier in die linke Rocktasche.)

Karl (für sich.) That ich Unrecht, sie ihm zu geben — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Versen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelstunde geschenkt — Aber man vergisst sich in Ihrem Umgang. — Der Minister wird auf mich warten — ich reiße mich ungern von Ihnen los, denn man gewinnt immer etwas bey so würdigen Personen. (Geht ab, mit beyden Händen an seine Rocktaschen greifend.)

Siebenter Auftritt.

Beyde Firmin's.

Firmin. Das ist nun der Mann, den du einen Ränkeschmied und Kabalenmacher nennst — und kein Mensch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Tränmer halten — Aber je mehr er Ihnen schön thut, desto weniger trau' ich ihm — Dieser süße Ton, den er bey Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grund richten.

Firmin. Pfui über das Mißtrauen! — Nein, mein Sohn! Und wenn ich auch das Opfer der Bosheit werden sollte — so will ich doch so spät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin! — Es macht mir herzliche Freude — Der Miniſter will Sie beſuchen.

Karl. Meinen Vater —

Firmin. Mich?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie ſchon ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatten. — Dieſem Selicour iſt auch gar nicht wohl dabey zu Muthe — So iſt mein heutiger Schritt doch zu etwas gut geweſen.

Karl. O ſo ſehen Sie ſich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervor gezogen! — Welche glückliche Begebenheit!

Firmin. Ja! Ja! Du ſiehſt mich in deinen Gedanken ſchon als Ambaſſadeur und Miniſter — Herr von Narbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, das wird Alles ſeyn!

La Roche. Nein, nein, ſag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntſchaft machen — Und das iſt's nicht allein! Nein! Nein! Die Augen ſind ihm endlich aufgegangen! Dieſer Selicour, ich weiß es, iſt ſeinem Fall nahe! Noch heute — Es iſt ſchändlich und abſcheulich — doch ich ſage nichts. — Der Mini-

ſter ließ in Ihrem Hauſe nach Ihnen fragen; man ſagte ihm, Sie ſeyen auf dem Büreau — Ganz gewiß ſucht er Sie hier auf! Sagt' ich's nicht? Sieh, da iſt er ſchon! (Er tritt nach dem Hintergrund zurück.)

Neunter Auftritt.

Narbonne zu den Vorigen.

Narbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen geſehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Einſichten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Rechtſchaffenheit, Ihre Beſcheidenheit rühmen. — Männer Ihrer Art brauche ich höchſtnöthig — Ich komme deswegen, mir Ihren Beyſtand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem ſchweren Amte auszubitten, das mir anvertraut iſt. — Wollen Sie mir Ihre Freundſchaft ſchenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Zutrauen beſchämt mich und macht mich ſtolz. — Mit Freude und Dankbarkeit nehme ich dieſes gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gegeben.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr geſagt, als wahr iſt, Herr von Narbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in dieſem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zuviel Rühmens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verdienſt.

Narbonne. Das ist also Ihr Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Narbonne. Der Karl Firmin, dessen meine Mutter und Tochter noch heute Morgen gedacht haben?

Karl. Ihre Mutter und die liebenswürdige Charlotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert!

Narbonne. Sie haben mir sehr viel Schmeichelhaftes von Ihnen gesagt.

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Narbonne. Es soll mich freuen, mit Ihnen, braver junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden — Herr Firmin! Wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unfähige einer schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebt, sucht selbst das Auge seines Chefs, und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewusst ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bey der Hand, um sich mit ihrem anmaßlichen Verdienste zu brüsten — Wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, so wie für das Böse, welches man zulässt, verantwortlich ist.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater!

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde ſie mit Freuden ergreifen!

Narbonne. Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir beſſer mit einander bekannt werden, ſo ſpeiſen Sie Beyde dieſen Abend bey mir. Sie finden eine angenehme Geſellſchaft — Ein Paar gute Freunde, einige Verwandte — Aller Zwang wird entfernt ſeyn, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht ſtolzer geworden iſt, wird Sie auf's Freundlichſte empfangen, das verſprech' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl (für ſich.) Ich werde Charlotten ſehn!

La Roche (bey Seite.) Die Sachen ſind auf gutem Weg — der Augenblick iſt günſtig — Friſch, noch einen Ausfall auf dieſen Selicour! (Kommt vorwärts.) So laſſen Sie endlich dem Verdienſt Gerechtigkeit wiederfahren, gut! Nun iſt noch übrig, auch das Laſter zu entlarven — Glücklicherweiſe finde ich Sie hier, und kann da fortfahren, wo ich es dieſen Morgen gelaſſen — Dieſer Selicour brachte mich heute zum Stillſchweigen — ich machte es ungeſchickt, ich geſteh' es, daß ich ſo mit der Thür ins Haus fiel, aber wahr bleibt wahr! Ich habe doch recht! Sie verlangten Thatſachen — Ich bin damit verſehen.

Narbonne. Was? Wie?

La Roche. Dieſer Menſch, der ſich das Anſehen gibt, als ob er ſeiner Mutter und ſeiner ganzen Familie zur Stütze diente, er hat einen armen Teufel von Vetter ſchön empfangen, der heute in ſeiner Einfalt, in gutem Vertrauen zu ihm, in die Stadt kam, um eine kleine Verſorgung durch ihn zu erhalten. Fortgejagt wie einen Taugenichts hat ihn der Heuchler! So geht er mit ſeinen Verwandten um — und wie ſchlecht ſein Herz iſt, davon kann ſeine nothleidende Mutter —

Firmin. Sie thun ihm ſehr Unrecht, lieber La Roche! Eben dieſer Vetter, den er ſoll fortgejagt haben, kehrt mit ſeinen Wohlthaten überhäuft und von falſchen Hoffnungen geheilt in ſein Dorf zurück!

Narbonne. Eben mit dieſem Vetter hat er ſich recht gut betragen.

La Roche. Wie? Was?

Narbonne. Meine Mutter war bey dem Geſpräch zugegen.

Firmin. Lieber La Roche! Folgen Sie doch nicht ſo der Eingebung einer blinden Rache.

La Roche. Schön, Herr Firmin! Reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er iſt abweſend, es iſt meine Pflicht, ihn zu vertheidigen. —

Narbonne. Dieſe Geſinnung macht Ihnen Eh-

re, Herr Firmin; auch hat ſich Herr Selicour in Anſehung Ihrer noch heute eben ſo betragen. — Wie erfreut es mich, mich von ſo würdigen Perſonen umgeben zu ſehen — (Zu La Roche.) Sie aber, der den armen Selicour ſo unverſöhnlich verfolgt, Sie ſcheinen mir der gute Mann nicht zu ſeyn, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen ſah, bringt Ihnen wahrlich ſchlechte Ehre!

La Roche. (für ſich.) Ich möchte berſten — Aber nur Geduld!

Narbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer beſſer zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm ſagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl. (betroffen.) Wie ſo?

Narbonne. Meine Mutter hat gewiſſe Plane, die ich vollkommen gut heiße — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Dieſen Abend ein Mehreres. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. (Zu Karl.) Sie, mein junger Freund, legen ſich auf die Dichtkunſt, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Laſſen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören! — Auch ich liebe die Muſen, ob ich gleich ihrem Dienſt nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umſtände. (Er geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Vorige ohne Narbonne.

Karl. Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Plane der Großmutter — Gott! Ich zittre. — Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß sie diesem Selicour bestimmt ist.

Firmin. Nun, mein Sohn! Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Seyn Sie außer Sorgen. Ich hoffe Alles wieder ins Gleiche zu bringen. — (Zu Karl.) Betrage dich klug, mein Sohn! Wenigstens unter den Augen des Mnisters vergiß dich nicht!

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, rühren Sie sich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lektion.

Karl. Und habe ich nicht recht, Herr La Roche?

Firmin. Laß dir sein Beyspiel wenigstens zu einer Warnung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Fürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren. (Er geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Karl Firmin und La Roche.

La Roche. Nun, was ſagen Sie? Iſt das erlaubt, daß Ihr Vater ſelbſt mich Lügen ſtraft, und den Schelmen in Schutz nimmt?

Karl. Beſter Freund, ich habe heute früh' Ihre Dienſte verſchmäht, jetzt flehe ich um Ihre Hülfe. Es iſt nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl beſtimmt. Ich bin nicht werth ſie zu beſitzen, aber noch weniger verdient es dieſer Nichtswürdige!

La Roche. Braucht's noch eines Sporns, mich zu hetzen? Sie ſind Zeuge geweſen, wie man mich um ſeinetwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Miniſter ihm noch heute eine ſehr wichtige und kitzliche Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig ſeyn ſoll. Er wird ſie entweder gar nicht leiſten, oder doch etwas höchſt Elendes zu Markte bringen. So kommt ſeine Unfähigkeit ans Licht. Trotz ſeiner ſüßlichen Manieren haſſen ihn Alle und wünſchen ſeinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür ſteh' ich, ſo verhaſſt iſt er! —

Karl. Meinen Vater will ich ſchon davon abhalten. — Ich ſehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gedicht abſchwatzte. Sollte er wohl die Stirn

haben, ſich in meiner Gegenwart für den Verfaſſer auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beyſammen antreffen. — Du nennſt dich meinen Meiſter, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — — Dein Lehrling formirt ſich, und noch vor Abend ſollſt du bey ihm in die Schule gehen!

(Gehen ab.)

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Belmont. Charlotte.

Madame Belmont. Bleib' da, Charlotte! Wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, eh die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind! Was hältst du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Madame Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu seyn.

Madame Belmont. Das hör' ich gern! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine so gute Meinung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl seyn.

Charlotte (betroffen.) Mein Gemahl! —

Madame Belmont. Fällt dir das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Madame Belmont. Wir glauben nicht beſſer für dein Glück ſorgen zu können —

Charlotte. Von Ihren und meines Vaters Händen will ich gern einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grillenhaft halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieſer Herr Selicour, den ich übrigens hochſchätze — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, ſo — ſo empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Madame Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen möcht' ich's ſogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm unrecht thue, aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fühle weit mehr Furcht vor ihm, als Liebe.

Madame Belmont. Schon gut! Dieſe Furcht kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie! —

Madame Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Schüchternheit! Das muß ich wiſſen, glaube mir. — Bin ich nicht auch einmal jung geweſen? — Uebrigens ſteht dieſe Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der Alles weiß — ein Mann von Geſchmack — ein feiner Kenner — und ein ſo gefälliger bewährter Freund. — Auch reißt man ſich in allen Häuſern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt ſeiner Mutter wegen beküm-

mert, ſo hatte er mir dieſen Abend eine Romanze für dich verſprochen — denn er kann Alles, und dir möchte er gern in jeder Kleinigkeit zu Gefallen ſeyn. — Aber ich hör' ihn kommen! Er läſſt doch niemals auf ſich warten! Wahrlich, es gibt ſeines Gleichen nicht!

Zweyter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour. Sie verlangten heute ein gefühlvolles zärtliches Lied von mir! Ich habe mein Möglichſtes gethan, Madame! — Und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Madame Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich ſchon fertig? — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Madame Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — Ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin ſie mir meldet, daß ſie endlich —

Madame Belmont. Daß ſie die tauſend Thaler erhalten — Nun, das freut mich —

Selicour. Hätte ich ſonſt die Faſſung haben können? — Aber, dem Himmel ſey Dank! — Jetzt iſt mir dieſer Stein vom Herzen, und in der erſten Freu-

de ſetzte ich dieſe Strophen auf, die ich die Ehre gehabt, Ihnen zu überreichen.

Madame Belmont (zu Charlotten.) Er hätte dich gejammert, wenn du ihn geſehen hätteſt — Da wars, wo ich ſein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romanze, noch eh' ich ſie geleſen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bey Ihnen! Ey, ey, liebe Mutter, Sie ziehen mir ihn von nöthigern Dingen ab. — Er hat ſo dringend zu thun und Sie beladen ihn noch mit unnützen Aufträgen.

Madame Belmont. Sieh, ſieh, mein Sohn! Will er nicht gar böſe werden!

Narbonne. Was ſoll aus dem Aufſatz werden, der doch ſo wichtig und ſo dringend iſt?

Selicour. Der Aufſatz iſt fertig. Hier iſt er!

Narbonne. Was, ſchon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabey geſpart habe.

Narbonne. Aber wie iſt das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz ſchwer gemacht —

Ich konnte es nicht dabey bewenden laſſen, ſie blos müßig zu beklagen — Dem Papiere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbeſſerungplane an, und ſo trifft es ſich, daß die Arbeit, die Sie mir auftrugen, ſchon ſeit lange im Stillen von mir gemacht iſt — Es ſollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich damit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von ſelbſt zur Einſicht gekommen wäre, und in Ihrer Perſon einen Mann aufgeſtellt hätte, der Alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt iſt der Zeitpunkt da, von dieſen Papieren öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Blätter zurecht zu legen, und das war in wenig Augenblicken geſchehen!

Madame Belmont. Nun, mein Sohn! Du kannſt zufrieden ſeyn, denk' ich — Herr Selicour hat deinen Wunſch erfüllt, eh' er ihn wuſſte, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichſten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freuden ſeh' ich, daß wir einverſtanden ſind. — Geben Sie, Herr Selicour! Noch heute Abend ſende ich den Aufſatz an die Behörde.

Selicour (für ſich.) Alles geht gut — Jetzt dieſen Firmin weggeſchafft, der mir im Weg iſt. (Laut.) Werden Sie mir verzeihen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu ſagen — aber ich muß fürchten,

daß die Anklage des Herrn La Roche dieſen Morgen doch einigen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindeſten.

Selicour. Ich habe es befürchtet. — Nach Allem, was ich ſehe, hat dieſer La Roche meine Stelle ſchon an Jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer ſehr gut gedacht von Herrn Firmin, aber, ich geſteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wie? Sie haben mir ja noch heute ſeine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Iſt auch dem Gutmüthigſten bis auf einen gewiſſen Punkt zu trauen? — Ich ſehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Fallſtricke. —

Narbonne. Sie thun Herrn Firmin Unrecht. Ich kenne ihn beſſer und ich ſtehe für ihn.

Selicour. Ich wünſchte, daß ich eben ſo von ihm denken könnte.

Narbonne. Der ſchändliche Undank dieſes La Roche muß Sie natürlicherweiſe mißtrauiſch machen. Aber wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Firmin haben, ſo werden Sie ſogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie das?

Narbonne. Er wird im Augenblick ſelbſt hier ſeyn.

Selicour. Herr Firmin — hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mirs nicht verſagen. Ich hab' ihn geſehen!

Selicour. Geſehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und ſein Sohn ſpeiſen dieſen Abend mit uns.

Selicour. Speiſen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Madame Belmont und Charlotte. Karl Firmin?

Narbonne. Der junge Offizier, deſſen Verdienſte Sie mir ſo oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachteſſen eingeladen.

Madame Belmont. Ich werde ſie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne (zu Selicour.) Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte ſehr — Ganz im Gegentheil!

Madame Belmont. Ich bin dem Vater ſchon im Voraus gut um des Sohnes willen. Und was ſagt unſre Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Narbonne. Sie können ſich alſo ganz offenherzig gegen einander erklären.

Selicour. O das bedarfs nicht — im Geringſten

nicht — Wenn ichs gestehen soll, ich habe Herrn Firmin immer für den redlichsten Mann gehalten — und that ich ihm einen Augenblick unrecht, so bekenne ich mit Freuden meinen Irrthum — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund ist.

Narbonne. Er hat es bewiesen! Er spricht mit großer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur erst von heute, aber gewiß verdient er —

Selicour (einfallend.) Alle die Lobsprüche, die ich ihm, wie Sie wissen, noch vor Kurzem ertheilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz weiß nichts von Mißgunst!

Narbonne. Er verbindet einen gesunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Mensch kann von Ruhmsucht freier seyn, als er. Was gilts! Er wär' im Stande, einem Andern das ganze Verdienst von dem zu lassen, was er geleistet hat!

Selicour. Meinen Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Madame Belmont. Sein Sohn möchte in diesem Stück nicht ganz so denken.

Charlotte. Ja wohl, der ist ein junger feuriger Dichterkopf, der keinen Scherz versteht.

Selicour. Würde der wohl einem Andern den Ruhm seines Werks abtreten?

Charlotte. O daran zweifle ich sehr.

Narbonne. Ich liebe dieſes Feuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, das verſpricht!

Narbonne. Jeder an ſeinen rechten Platz geſtellt, werden ſie Beyde vortrefflich zu brauchen ſeyn.

Selicour. Es iſt doch gar ſchön, wie Sie die fähigen Leute ſo aufſuchen!

Narbonne. Das iſt meine Pflicht. (Er ſpricht mit ſeiner Tochter.)

Selicour. Das wars! (Zu Madame Belmont, bey Seite.) Ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerſtreuten mich von meinen Berufsgeſchäften — Wenn alſo dieſen Abend mein Gedicht ſollte geſungen werden, ſo — nennen Sie mich nicht!

Madame Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein. — Wie? Wenn ich, größerer Sicherheit wegen, Jemanden aus der Geſellſchaft darum anſpräche, ſich als Verfaſſer zu bekennen. —

Madame Belmont. Wie? Sie könnten einem Andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das iſt eine Kleinigkeit! (Beyde Firmin treten ein.)

Charlotte (erblickt ſie, lebhaft.) Da kommen ſie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beyde Firmin.

Narbonne (ihnen entgegen.) Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! — Nur herein! Nur näher! Seyn Sie herzlich willkommen! — Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

Madame Belmont (zu Karl Firmin.) Ich hatte mirs nicht erwartet, Sie hier in Paris zu sehen; es ist sehr angenehm, sich mit lieben Freunden so unvermuthet zusammen zu finden.

Karl. Dieser Name hat einen hohen Werth für mich. (Zu Charlotten.) Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergessliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort wars, mein Fräulein —

Narbonne (zu Firmin dem Vater.) Lassen wir die jungen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. — Nun, Herr Firmin! Da ist Selicour!

Selicour (zu Firmin.) In der That — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bey dem Herrn von Narbonne eingeführt zu sehen.

Narbonne. Sie sind Beyde die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. (Zu Firmin)

Er hat etwas auf dem Herzen, ich wünſchte, daß Sie ſich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. O nicht doch! Nicht doch! Herr Firmin kennt mich als ſeinen Freund.

Narbonne. Und ſeyn Sie verſichert, er iſt auch der Ihrige. Ich wünſchte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partey nahm. Ganz gewiß hat dieſer La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche ſo gegen mich aufhetzen?

Narbonne. Dieſer La Roche iſt mein Mann nicht — wenigſtens hab' ich eine ſchlechte Meinung von ſeinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich habe heute gegen ihn geſprochen, aber diesmal muß ich ihn vertheidigen.

Selicour. Es iſt ganz und gar nicht nöthig. Ich ſchätze ihn, ich kenne ſein gutes Herz, und kenne auch ſeine Sparren — Und mag er mich am Ende bey der ganzen Welt anſchwärzen, wenn er nur bey Ihnen keinen Glauben fand! — Sie ſehen, wir ſind fertig — Unſer Streit iſt beygelegt; es braucht keiner weitern Erklärung.

Madame Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour (zu Karl Firmin.) Es iſt ſchon übergeben das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfaſſer habe ich ihr nicht verſchwiegen. (Madame Belmont bey Seite führend.) Wiſſen Sie, was ich gemacht habe?

Madame Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wiſſen, er gibt ſich mit Verſemachen ab.

Madame Belmont. Ja! — Nun?

Selicour. Ich hab' ihn erſucht, ſich für den Verfaſſer des Liedchens zu bekennen — Er läſſt ſichs gefallen!

Madame Belmont. Läſſt ſichs gefallen? Das glaub' ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht Lügen ſtrafen!

Narbonne. Aber bis unſre andern Gäſte kommen, liebe Mutter, laſſen Sie uns eine kleine Unterhaltung ausdenken — Zum Spiel lade ich ſie nicht ein — Wir können uns beſſer beſchäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Muſik, Herr Firmin?

Narbonne. Es iſt ja wahr, du ſingſt nicht übel — Laß hören! — Haſt du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Mühe macht. —

Charlotte. Hier hat man mir so eben einige Strophen zugestellt.

Narbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniß, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

Selicour. Aber wir werden sie stören, Herr von Narbonne!

Narbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt im ärgsten Geräusch zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede! (Er geht auf die entgegengesetzte Seite, wo er sich niedersetzt.)

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Narbonne. Verzeihen Sie! Aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht Allem vor!

Madame Belmont. Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Lied vor. (Alle setzen sich. Charlotte ans Ende, Madame Belmont neben Charlotten, Selicour zwischen Madame Belmont und Karln, neben letztern Firmin der Vater.)

Charlotte. Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

Madame Belmont. Der Verfasser ist nicht weit — ich kann ihn ohne Brille sehen.

Selicour (zu Madame Belmont, leise.) Verrathen

Sie mich nicht — Das gilt Ihnen, mein Lieber! (Zu Karl Firmin.)

Charlotte. Ihm! Wie?

Firmin. Iſt das wahr, Karl? Wäreſt du —

Selicour. Er iſt der Verfaſſer.

Charlotte (zu ihrer Großmutter.) Wie? Herr Firmin wäre der Verfaſſer!

Madame Belmont (laut.) Ja! — (Heimlich.) Nenne den wahren Verfaſſer ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Madame Belmont. Aus Urſachen. (Zu Selicour.) Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin (ärgerlich zu ſeinem Sohn.) Gewiß wieder eine übereilte Arbeit — aber das muß einmal gedichtet ſeyn —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erſt, eh' Sie richten!

Charlotte (ſingt.)

An der Quelle ſaß der Knabe,
Blumen band er ſich zum Kranz,
Und er ſah ſie, fortgeriſſen,
Treiben in der Wellen Tanz; —
„Und ſo fliehen meine Tage,
„Wie die Quelle, raſtlos hin,
„Und ſo ſchwindet meine Jugend,
„Wie die Kränze ſchnell verblühn!“

Madame Belmont (Selicour anſehend.) Dieſer Anfang verſpricht ſchon viel!

Selicour (auf Karl Firmin zeigend.) Dieſem Herrn da gehört das Compliment.

Madame Belmont. Gut! Gut! Ich verſtehe!

Firmin. Der Gedanke iſt alltäglich, gemein.

Karl. Aber er iſt doch wahr.

Narbonne (auf der entgegengeſetzten Seite mit dem Aufſatz beſchäftigt.) Die Einleitung iſt ſehr gut und erweckt ſogleich die Aufmerkſamkeit.

Charlotte (ſingt wieder.)

„Fraget nicht, warum ich traure
„In des Lebens Blüthenzeit;
„Alles freuet ſich und hoffet,
„Wenn der Frühling ſich erneut!
„Aber dieſe tauſend Stimmen
„Der erwachenden Natur
„Wecken in dem tiefen Buſen
„Mir den ſchweren Kummer nur!“

Madame Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour (zu Karl Firmin.) Sie ſehen, wie Alles Sie bewundert.

Narbonne (leſend.) Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Leſen Sie doch mit mir, Herr Firmin! (Firmin tritt zum Miniſter und lieſt über ſeine linke Schulter.)

Madame Belmont. Ganz göttlich!

Selicour (zu Narbonne tretend.) Ich habe aber freylich dem Herrn Firmin viel, sehr, sehr viel dabey zu danken. (Tritt wieder auf die andere Seite zwischen Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe aus den Augen zu verlieren.)

Charlotte (singt wieder.)

Was kann mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild;
Ach ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schoß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Madame Belmont. Wie rührend der Schluß ist! — Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

Selicour (verneigt ſich gegen Charlotten.) Dies iſt ein ſchmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bedankt ſich —

Selicour (ſchnell zu Karl Firmin ſich umdrehend.) Nicht wahr, lieber Freund?

Madame Belmont. Ich bin ganz davon hingeriſſen —

Selicour (bückt ſich gegen Madame Belmont.) Gar zu gütig, Madame!

Karl. Wie verſteh' ich das?

Selicour (eben ſo ſchnell wieder zu Karl Firmin.) Nun! Sagt' ich's Ihnen nicht! Sie haben den vollkommenſten Sieg davon getragen.

Karl. Hält er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk iſt vortrefflich! Ganz vortrefflich!

Selicour (zu Firmin dem Vater.) Sie ſehen, ich habe mich ganz an Ihre Ideen gehalten.

Firmin (lächelt.) Ich muß geſtehen, ich merke ſo etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beyden Herren —

Selicour (zu Charlotten, indem er auf Karl Firmin deutet.) Ein ſüßer Triumph für den Verfaſſer!

Narbonne (den Aufſatz zuſammen legend.) Ein wahres Meiſterwerk. In der That!

Selicour (bückt ſich gegen Narbonne.) Gar zu viel Ehre!

Madame Belmont (wiederholt die letzte Strophe.)

Horch, der Hain erſchallt von Liedern,
Und die Quelle rieſelt klar!
Raum iſt in der kleinſten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Schön! Himmliſch! Dem widerſtehe wer kann! — Selicour, es bleibt dabey! Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne (ſteht auf.) Ich kenne wenig Arbeiten, die ſo vortrefflich wären — Selicour, Sie ſind Geſandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie ſind's! Ich ſtehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer das ſchreiben konnte, muß ein rechtſchaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie ſeyn!

Selicour. Aber erlauben Sie — Ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Looſe —

Narbonne. Sie müſſen ſich von Allem losreißen, wenn der Staat Sie wo anders nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigſtens Herrn Firmin zu meinem Sekretär ausbitten?

Firmin. Wo denken Sie hin? Mich? Mich? zu Ihrem Sekretär?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird sich finden! Nun! Wie ist die Musik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

Narbonne. Sie sind so gütig, liebe Mutter, sie zu empfangen — Ich will dieses jetzt auf der Stelle absenden — (leise zu Selicour.) Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! Das Werk ist vortrefflich und ich gäbe viel darum, es gemacht zu haben. (Ab.)

Selicour (zu Karl.) Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — (Zu Charlotten.) Unser junger Freund weiß die Komplimente ganz gut aufzunehmen.

Charlotte. Nach den hübſchen Sachen, die ich von ihm geſehen, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken.

Selicour. Bloße Gefälligkeit, mein Fräulein! — Aber die Geſellſchaft wartet —

Firmin (zu ſeinem Sohn.) Nun, du haſt ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet!

(Selicour gibt Charlotten ſeinen Arm.)

Karl. Ja, ich hab' Urſache, mich zu rühmen.

Madame Belmont (zu Selicour.) Recht, recht! Führen Sie Charlotten — Es kleidet ihn doch Alles. Er iſt ein ſcharmanter Mann! (Sie nimmt Firmins Arm.)

Selicour (auf Firmin zeigend.) Dieſem Herrn, nicht mir gebührt das Lob — ich weiß in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles was ich bin, was ich gelte, iſt ja ſein Verdienſt. (Gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Karl (allein zurückbleibend.)

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich erſt faſſen, eh' ich Ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Gedult gehabt, dies Alles zu ertragen? — Ein ſchöner Triumph, den ich davon trug. — Aus Spott machten ſie mir das Kompliment. — Es iſt of-

ſenbar, daß ſie ihn, und nicht mich für den Verfaſſer halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Firmin! — So ganz allein — Es geht Alles nach Wunſch vermuthlich.

Karl. O ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour ſteht in gröſſerm Anſehen, als jemals.

La Roche. Sieh doch! Was Sie ſagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen bravern Biedermann.

La Roche. Iſt's möglich! Aber dieſer wichtige Aufſatz, den der Miniſter ihm aufgetragen, und dem er ſo ganz und gar nicht gewachſen iſt.

Karl. Der Aufſatz iſt fertig.

La Roche. Gehen Sie doch!

Karl. Er iſt fertig, ſag' ich Ihnen.

La Roche. Sie ſpotten meiner! Es iſt nicht möglich.

Karl. Ein Meiſterſtück an Styl und Inhalt!

La Roche. Es iſt nicht möglich, ſag' ich Ihnen.

Karl. Ich sage Ihnen, es ist! — Der Aufsatz ist gelesen, bewundert, und wird jetzt eben abgeschickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und diese Gesandtschaftstelle!

La Roche. Nun, die Gesandtschaft —

Karl. Er erhält sie! Er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Gesandtschaft mit samt dem Mädchen! Nein, beym Teufel! Das kann nicht seyn! Das darf nicht seyn! — Wie? Was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegschnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist. — Nein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen, wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter aufsuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — Von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bey der alten Mama mag er sich damit in Gunst setzen; aber meinen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit be-

ſtimmen laſſe — Nein, Herr! Dieſes Memoire iſt's, das ſo vortrefflich ſeyn ſoll, und das er irgendwo muß herbeygehext haben — denn gemacht hat ers nicht, nun und nimmer, darauf ſchwör ich — aber ſeine ganze Hexerei ſind ſeine Kniffe! Und mit ſeinen eignen Waffen müſſen wir ihn ſchlagen. Auf dem geraden Wege gings nicht — ſo müſſen wir einen krummen verſuchen. Halt, da fällt mir ein — Ja, das wird gehen — Nur fort — fort, daß man uns nicht beyſammen findet.

Karl. Aber keine Unbeſonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele ſteht!

La Roche. Meine Ehre ſteht auf dem Spiele, junger Herr, und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als Euch die Liebe — Fort! Hinein! Sie ſollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche (allein.)

Laß ſehen — Er ſuchte von jeher die ſchwachen Seiten ſeiner Obern auszuſpüren, um ſich ihnen nothwendig zu machen. Noch dieſen Morgen hatte ers mit dem Kammerdiener — Der Kerl iſt ein Plaudrer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer

des Miniſters verlauten — Er habe Zimmer beſprochen in der Vorſtadt. — Ich glaube kein Wort davon, aber man könnte verſuchen — Doch ſtill! Da kömmt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und Selicour.

Selicour (ohne ihn zu bemerken.) Alles geht nach Wunſch und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da iſt Sohn und Vater, die mir auf den Dienſt lauern und mir jeden Augenblick Beydes wegfiſchen können — Wenn ich ſie entfernen könnte — Aber wie? Dem Miniſter iſt nicht beyzukommen — Dieſe Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen Niemand — man kann ſie nicht in ſeine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuſchen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche (für ſich.) Recht ſo! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach, ſieh da! Herr La Roche.

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugeſtehen.

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat!

Selicour. Das ist das Beste! Denn es lag wahrlich nicht an Ihrer boshaften Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir vergeben können.

Selicour. Aha! Steht es so? Fangen wir an geschmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugedacht haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen — Aber um unsrer alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden!

La Roche. Thun Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und da sich Jemand gefunden, der sich bey dem Minister meiner annehmen will —

Selicour. So? Hat sich Jemand? Und wer ist das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es sein Neffe

iſt, der mich aus meiner Stelle vertreibt, ſo will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame iſt wohl eine Anverwandte vom Miniſter?

La Roche. Sie ſoll ein ſchönes Frauenzimmer ſeyn — er ſoll in der Vorſtadt ein Quartier für ſie ſuchen —

Selicour. Gut, gut, ich will ja das Alles nicht wiſſen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Selicour. Gut! Gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Selicour. Mir? Meinen Sie, daß mir ſo viel daran liege?

La Roche. Ich ſage das nicht.

Selicour. Ich frage nichts darnach — Ich bekümmre mich ganz und gar nicht um dieſe Sachen — Morgen wollen Sie dieſe Dame ſprechen?

La Roche. Morgen.

Selicour. Es ſcheint da ein großes Geheimniß —

La Roche (ſchnell.) Freylich! Freylich! Darum bitte ich Sie, ſich ja nichts davon merken zu laſſen —

Selicour. Gut! Gut! Nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht ſchaden, Herr La Roche! — Es iſt einmal mein Schickſal, Undankbare zu verpflich-

ten — Trotz der schlimmen Dienste, die Sie mir haben leisten wollen, liebe ich Sie noch — und daß Sie sehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, so will ich mit Ihrer Beschützerinn gemeine Sache machen — Ja, das will ich — zählen Sie darauf!

La Roche. Ach, Sie sind gar großmüthig!

Selicour. Aber lassen Sie sich das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O gewiß Sie sollen sehen —

Selicour. Genug. Lassen wirs gut seyn.

La Roche. Er hat angebissen. Er ist so gut, als schon gefangen! Wie viel schneller kommt man doch mit der Spitzbüberey, als mit der Ehrlichkeit. (Ab.)

Selicour. Jetzt gleich zu diesem Kammerdiener Michel! — Es ist hier ein Liebeshandel. Ganz gewiß — Vortrefflich! Ich halte dich fest, Narbonne! — Du bist also auch ein Mensch — Du hast Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter. (Geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche (kommt.)

Sie ſitzen noch an der Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Miniſter — Hab' ich mich doch ganz auſſer Athem gelaufen — Aber, dem Himmel ſey Dank! ich bin auf der Spur, ich weiß Alles — Hab' ich dich endlich, Freund Selicour! — Mit dem Miniſter war nichts für dich zu machen, ſo lang, er tugendhaft war — aber Gott ſegne mir ſeine Laſter! Da gibts Geheimniſſe zu verſchweigen! Da gibts Dienſte zu erzeigen! Und der Vertraute, der Kuppler hat gewonnen Spiel — Er glaubt dem Miniſter eine Schwachheit abgemerkt zu haben — Welch herrlicher Spielraum für ſeine Niederträchtigkeit! — Nur zu! Nur zu! Wir ſind beſſer unterrichtet, Freund Selicour! — Und dir ahnet nicht, daß wir dir eine böſe, böſe Schlinge legen — Der Miniſter kommt — Muth gefaſſt! Jetzt gilt es, den entſcheidenden Streich zu thun. —

Zweyter Auftritt.

Narbonne. La Roche.

Narbonne. Was seh' ich? Sind Sie es schon wieder, der mich hat heraus rufen lassen?

La Roche. Möge dies die letzte Unterredung seyn, die Sie mir bewilligen, Herr von Narbonne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigne Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Selicour in Ihrer guten Meinung zu stürzen, ist zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Narbonne. Das geht zu weit! Meine Geduld ist am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ist's nicht so?

Narbonne. Wie? Was ist das?

La Roche. Es ist für ein Frauenzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im grösten Elende befindet? Hab' ich nicht recht?

Narbonne. Wie? Was? Sie erdreisten sich, meinen Schritten nachzuspüren?

La Roche. Zürnen Sie nicht — Ich hab' es

blos Ihrem Freund Selicour nachgethan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wusste — Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Auslegung — Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon zu denken. Denn daß ich's nur gestehe, ich stellte genauere Nachforschung an — ich war dort — ich sah das Frauenzimmer, von dem die Rede ist — (Er lacht.) Sie hat ein ganz ansehnliches Alter — Selicour hält sie für eine junge Schönheit — O entrüsten Sie sich nicht — Ich bitte, lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und wenn Sie ihn nicht als einen ganzen Schurken kennen lernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm seyn. — Da kommt er — ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle ergründen. (Ab.)

Narbonne. Der rasende Mensch! Wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Selicour könnte — Nein, nein, nein, nein, es ist nicht möglich! Nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Narbonne. Selicour.

Selicour (bey Seite.) Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich

ihm nothwendig zu machen, so setzt dieser Firmin sich in seine Gunst. — Hab' ich einmal sein Geheimniß, so ist er ganz in meinen Händen.

Narbonne. Ich denke eben daran, lieber Selicour, was man im Ministerium zu Ihrem Aufsatz sagen wird — Ich hab' ihn sogleich abgehen lassen; er wird diesen Augenblick gelesen und ich zweifle nicht, er wird den vollkommensten Beyfall haben.

Selicour. Wenn er den Ihrigen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. (Für sich.) Wie leit' ich's nur ein? — Wagen kann ich dabey nichts, denn die Sache ist richtig. Ich will nur gerade zu gehen —

Narbonne. Sie scheinen in Gedanken, lieber Selicour!

Selicour. Ja — ich — ich denke nach, welche boshafte Auslegungen doch die Verläumdung den unschuldigsten Dingen zu geben im Stand ist!

Narbonne. Was meinen Sie damit?

Selicour. Es muß heraus — Ich darf es nicht länger bey mir behalten — Böse Zungen haben sich Angriffe gegen Sie erlaubt — Es hat verlauten wollen — Ich bitte — Beantworten Sie mir ein Paar Fragen, und verzeihen Sie der besorgten Freundschaft, wenn ich unbescheiden scheine.

Narbonne. Fragen Sie! Ich will Alles beantworten.

Selicour. Wenn ich ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen sie ein Quartier in der Vorstadt.

Narbonne. Weil Sie es denn wissen — ja.

Selicour. Und ganz ingeheim, hör' ich.

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigstens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja!

Selicour. Die Ihnen sehr — (stockt) sehr werth ist?

Narbonne. Ich gestehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour (für sich.) Er hat es gar keinen Hehl — Die Sache ist richtig. — Und Sie möchten gern das Aufsehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach, gut! Gut! Ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich!

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich schaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? Was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich schaff's Ihnen —

Ein stilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen auf's Zärtlichste eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neuesten Geschmack — ein Cabinet — himmlisch und reizend — kurz — das schönste Boudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne (für sich.) Sollte La Roche Recht behalten — (laut.) Und welche geheime Ursache hätte ich, ein solches Quartier zu suchen.

Selicour (lächelnd.) In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer vorlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienstfertigen Freund in mir — Es ist nichts, wozu ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu seyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu untersuchen — Sie verstehen mich.

Narbonne. Vollkommen.

Selicour. Man muß Nachsicht haben. — Ich — ich halte zwar auf gute Sitten — Aber, was diesen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anstoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reißt mich hin — und mein höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben gibt man dieſe Briefe ab.

Narbonne (zu Selicour.) Die ſind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es ſind Geſchäftsbriefe, die gleich expedirt ſeyn wollen — Friſch zur Arbeit und friſch ans Vergnügen. So bin ich einmal!

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Narbonne (allein.)

Kaum kann ich mich von meinem Erſtaunen erholen — Dieſer Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieſer Selicour war der ſchändliche Helfershelfer meines Vorgängers — Ich gebe mich nicht für beſſer, als Andere; Jeder hat ſeine Fehler — aber ſich mit dieſer Schamloſigkeit anzubieten — Und dieſem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit dieſem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundſchaft will er Alles für mich thun, ſagt er! Sind das unſere Freunde, die unſern Laſtern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging so eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren!

La Roche (mit freudiger Rührung.) Bin ich endlich für einen redlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frey erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Betrüger entlarvt — aber wie soll ich eine so lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geist und Talent bey keinem verderbten Herzen wohnen? — Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem größten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bey einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle ans Gouvernement gesendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich so eben erhalte, von dem Lob desselben voll sind. (Er erbricht einen der Briefe und liest.) Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus klug werden — Das Werk iſt alſo wirklich gut?

Narbonne. Vortrefflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfaſſer iſt!

Narbonne. Wer ſollte es denn ſeyn?

La Roche. Er iſt's nicht, ich will meine Seele zum Pfand ſetzen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf zugeſtehen. — Wenn man verſuchte — Ja! — Richtig — Ich hab' es — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! Wenn Sie mir beyſtehen wollen, ſo ſoll er ſich ſelbſt verrathen.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Laſſen Sie mich machen — Er kömmt! Unterſtützen Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche (mit Leidenſchaft.) Mein Gott! Welches entſetzliche Unglück!

Selicour. Was gibts, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieſes Jammern, dieſer Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieser Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Minister — (Zu Narbonne.) Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie Alles!

La Roche. Er ist gestürzt!

Selicour. Um Gottes willen!

La Roche. Seines Amtes entlassen!

Selicour. Es ist nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte schon vorhin etwas davon verlauten, ich wollt' es nicht glauben, ich eilte hieher, mich selbst zu unterrichten — und nun bestätigt es der Minister selbst!

Selicour. So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit?

(Narbonne bestätigt es mit einem stummen Zeichen.)

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte. Beyde Firmins.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin! —

Madame Belmont. Was gibts?

La Roche. Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in seinem Unglücke!

Madame Belmont. Seinem Unglücke!

Charlotte. Mein Gott! Was ist das?

La Roche. Er hat seine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erstaunt, wie Sie!

Madame Belmont. Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen!

Karl Firmin (leidenschaftlich.) So ist das Talent geächtet, so ist die Redlichkeit ein Verbrechen in diesem verderbten Lande! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne (sehr ernst.) Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber sagen Sie mir! Kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist Schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin (lebhaft.) Ein Memoire! Dasselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah. (Zum Miuister.)

Selicour. Wo die Regierung selbst mit einer Freyheit, einer Kühnheit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! Das nämliche.

Selicour. Nun da haben wirs! Hatte ich nun Unrecht, zu ſagen, daß es nicht immer räthlich iſt, die Wahrheit zu ſagen?

Narbonne. Wo die Pflicht ſpricht, da bedenke ich nichts. Und was auch der Erfolg ſey, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! Allerdings! Aber es koſtet Ihnen auch einen ſchönen Platz!

La Roche. Und damit iſt's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch Andre um den ihrigen kommen. — Man weiß, daß ein Miniſter ſelten Verfaſſer der Schriften iſt, die aus ſeinen Bureaux herauskommen.

Selicour. Wie ſo? Wie das?

La Roche (für ſich.) Bey dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie ſich deutlicher!

La Roche. Man will ſchlechterdings herausbringen, wer dieſe heftige Schrift geſchmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Miniſters mit verwickelt werden?

La Roche. Freylich! Das iſt ſehr zu beſorgen.

Selicour. Nun, ich bins nicht!

Firmin. Ich bin der Verfaſſer!

Narbonne. Was hör' ich?

Madame Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bins, und ich rühme mich deſſen.

La Roche (zu Narbonne.) Nun, was ſagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieſer Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlaſſen, aber nicht ſo die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geſchwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Recht ſo, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre geſprochen — Seyen Sie auf ihr Unglück ſtolz, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geſchrieben haben — O mein Herz ſagt mir, dieſer Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältniſſe mehr ſeyn — Die Größe verſchwindet, und Muth gewinnt die furchtſame Liebe.

Madame Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme ſeines Antheils; ſein volles Herz vergreift ſich im Ausdruck ſeiner Gefühle!

Narbonne. So hat denn jeder von Ihnen ſein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie ſind der Verfaſſer dieſes Memoire, ſo iſt es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennt Sie zum Geſandten — (da Alle ihr Erſtaunen bezeugen) ja, ich bin noch Mini-

ſter, und ich freue mich es zu ſeyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienſt zu belohnen.

Madame Belmont. Was iſt das?

Selicour (in der heftigſten Beſtürzung.) Was hab' ich gemacht!

Narbonne (zu Selicour.) Sie ſehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend! — Niedriger Menſch, konnten Sie mich für Ihres Gleichen halten?

La Roche. Wie ſchändlich er eine edle That auslegte! Ich weiß Alles aus dem Mund der Dame ſelbſt. Dieſes Frauenzimmer, für das er Ihnen eine ſtrafbare Neigung andichtete — es iſt eine kranke, eine bejahrte Matrone, die Wittwe eines verdienſtvollen Offiziers, der im Dienſt des Vaterlandes ſein Leben ließ und gegen den Sie die Schuld des Staats bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! — (Zu Selicour.) Sie ſehen, daß Sie hier überflüſſig ſind. (Selicour entfernt ſich ſtill.)

La Roche. Es thut mir leid um den armen Schelm — Wohl wuſſt' ich's vorher, mein Haß würde ſich legen, ſobald es mit ſeiner Herrlichkeit aus ſeyn würde.

Firmin (drückt ihm leiſe die Hand.) Laſſen Sie's gut ſeyn! Wir wollen ihn zu tröſten ſuchen.

La Roche. Baſta, ich bin dabey!

Narbonne (zu Karl.) Unſer lebhafter junger

Freund iſt auf einmal ganz ſtumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen geleſen, lieber Firmin! — Der Ueberraſchung danke ich Ihr Geheimniß, und werde es nie vergeſſen, daß Ihre Neigung bey unſerm Glück beſcheiden ſchwieg und nur laut wurde bey unſerm Unglück. — Charlotte! (Sie wirft ſich ſchweigend in ihres Vaters Arme.) Gut, wir verſtehen uns! Erwarte Alles von deines Vaters Liebe.

La Roche. Und ich will darauf ſchwören, Karl Firmin iſt der wahre Verfaſſer des Gedichts.

Madame Belmont. Wär's möglich?

Charlotte (mit einem zärtlichen Blick auf Karln.) Ich habe nie daran gezweifelt! (Karl küßt ihre Hand mit Feuer.)

Madame Belmont. O der beſcheidene junge Mann! Gewiß, er wird unſer Kind glücklich machen!

Narbonne. Bilden Sie ſich nach Ihrem Vater, und mit Freuden werde ich Sie zum Sohn annehmen — (Halb zu den Mitſpielenden, halb zu den Zuſchauern.) Diesmal hat das Verdienſt den Sieg behalten. — Nicht immer iſt es ſo. Das Geſpinnſt der Lüge umſtrickt den Beſten, der Redliche kann nicht durchdringen, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das geflügelte Talent, der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit iſt nur auf der Bühne.

Der Neffe als Onkel,

Lustspiel
in
drey Aufzügen.

Aus dem Französischen des Picard.

Personen.

Oberſt von Dorſigny.
Frau von Dorſigny.
Sophie, ihre Tochter.
Franz von Dorſigny, ihr Neffe.
Frau von Mirville, ihre Nichte.
Lormeuil, Sophiens Bräutigam.
Valcour, Freund des jungen Dorſigny.
Champagne, Bedienter des jungen Dorſigny.
Ein Notar.
Zwey Unteroffiziere.
Ein Poſtillon.
Jasmin, Diener in Dorſigny's Hauſe.
Drey Lakayen.

(Die Scene iſt ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beyden Seiten ſind Cabinetsthüren.)

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Valcour (tritt eilfertig herein, und nachdem er ſich überall umgeſehen, ob Niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wachslichtern, die vorn auf einem Schreibtiſch brennen, und lieſt ein Billet.)

„Herr von Valcour wird erſucht, dieſen Abend um „ſechs Uhr ſich im Gartenſaal des Herrn von Dorſigny „einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pförtchen her„ein kommen, das den ganzen Tag offen iſt.“ — Keine Unterſchrift! — Hm! Hm! Ein ſeltſames Abenteuer — Iſt's vielleicht eine hübſche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebſt. — Aber ſtill! Wer ſind die beyden Figuren, die eben da eintreten, wo ich herein gekommen bin?

Zweyter Auftritt.

Franz Dorſigny und Champagne (beyde in Mäntel eingewickelt) Valcour.

Dorſigny (ſeinen Mantel an Champagne gebend) Ey guten Abend, lieber Valcour!

Valcour. Was? Biſt du's, Dorſigny? Wie kommſt du hieher? Und wozu dieſe ſonderbare Ausſtaffirung — dieſe Perrücke und dieſe Uniform, die nicht von deinem Regiment iſt?

Dorſigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Obriſtlieutenant geſchlagen; er iſt ſchwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eigenen Uniform gar zu leicht erkennt, ſo habe ich's für's Sicherſte gehalten, das Koſtüm meines Onkels anzunehmen. Wir ſind ſo ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Geſtalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechſeln ähnlich, und führen überdies noch einerley Namen. Der einzige Unterſchied iſt, daß der Oberſt eine Perrücke trägt und ich meine eignen Haare — Jetzt aber, ſeitdem ich mir ſeine Perrücke und die Uniform ſeines Regiments anlegte, erſtaune ich ſelbſt über die große Aehnlichkeit mit ihm. In dieſem Augenblick komme ich an, und bin erfreut, dich ſo pünktlich bey dem Rendezvous zu finden.

Valcour. Bey dem Rendezvous? Wie? Hat ſie dir auch was davon vertraut?

Dorſigny. Sie? Welche ſie?

Valcour. Nun, die hübſche Dame, die mich in einem Billet hieher beſchieden! Du biſt mein Freund, Dorſigny, und ich habe nichts Geheimes vor dir.

Dorſigny. Die allerliebſte Dame!

Valcour. Worüber lachſt du?

Dorſigny. Ich bin die ſchöne Dame, Valcour.

Valcour. Du?

Dorſigny. Das Billet iſt von mir.

Valcour. Ein ſchönes Quiproquo, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können ſich bey ſolchen Billets auf etwas ganz Andres Rechnung machen — Aber da es ſo ſteht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorſigny — Alſo ich bin dein gehorſamer Diener.

Dorſigny. Warte doch! Warum eilſt du ſo hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu ſprechen, ehe ich mich vor jemand Anderm ſehen ließ. Ich brauche deines Beyſtands; wir müſſen Abrede mit einander nehmen.

Valcour. Gut — Du kannſt auf mich zählen, aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geſchäfte —

Dorſigny. So? Jetzt, da du mir einen Dienſt

erzeigen ſollſt? — Aber zu einem galanten Abenteuer hatteſt du Zeit übrig.

Valcour. Das nicht, lieber Dorſigny! Aber ich muß fort; man erwartet mich.

Dorſigny. Wo?

Valcour. Beym L'hombre.

Dorſigny. Die große Angelegenheit!

Valcour. Scherz bey Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schweſter des Obriſtlieutenants zu ſehen — Sie hält was auf mich; ich will dir bey ihr das Wort reden.

Dorſigny. Nun, meinetwegen. Aber thu mir den Gefallen, meiner Schweſter, der Frau von Mirville, im Vorbeygehen wiſſen zu laſſen, daß man ſie hier im Gartenſaal erwarte — Nenne mich aber nicht, hörſt du?

Valcour. Da ſey außer Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu, und will es ihr hinauf ſagen laſſen, ohne ſie nur einmal zu ſehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bey einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntſchaft zu machen. Ich ſchätze den Bruder zu ſehr, um die Schweſter nicht zu lieben, wenn ſie hübſch iſt, verſteht ſich. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Dorſigny. Champagne.

Dorſigny. Zum Glück brauche ich ſeinen Beyſtand ſo gar nöthig nicht — Es iſt mir weniger um das Verbergen zu thun, (denn vielleicht fällt es Niemand ein, mich zu verfolgen), als um meine liebe Couſine Sophie wieder zu ſehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann ſind, gnädiger Herr! — Sie ſehen Ihre Geliebte wieder, und ich (ſeufzt) meine Frau! Wann geht's wieder zurück ins Elſaß — Wir lebten wie die Engel, da wir funfzig Meilen weit von einander waren.

Dorſigny. Still! Da kommt meine Schweſter!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! Sind Sie es? Seyn Sie von Herzen willkommen!

Dorſigny. Nun das iſt doch ein herzlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das iſt ja recht ſchön, daß Sie uns ſo überraſchen! Sie ſchreiben, daß Sie eine lange Reiſe vorhätten, von der Sie früheſtens in ei-

nem Monat zurück seyn könnten, und vier Tage darauf sind Sie hier.

Dorsigny. Geschrieben hätt' ich und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! (sieht den Champagne, der seinen Mantel ablegt.) Wo ist denn aber Herr von Lormeuil?

Dorsigny. Wer ist der Herr von Lormeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegersohn.

Dorsigny. Sage mir! Für wen hältst du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorsigny. Ist's möglich! Meine Schwester erkennt mich nicht!

Fr. v. Mirville. Schwester? Sie — mein Bruder?

Dorsigny. Ich — dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht seyn. Das ist nicht möglich. Mein Bruder ist bey seinem Regiment zu Strasburg; mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und das ist auch seine Uniform nicht — und so groß auch sonst die Aehnlichkeit —

Dorsigny. Eine Ehrensache, die aber sonst nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Garnison in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden, steckte ich mich in diesen Rock und diese Perücke.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich? — O ſo laß dich herzlich umarmen, lieber Bruder — Ja, nun fange ich an, dich zu erkennen! Aber die Aehnlichkeit iſt doch ganz erſtaunlich.

Dorſigny. Mein Onkel iſt alſo abweſend?

Fr. v. Mirville. Freylich, der Heirath wegen.

Dorſigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. v. Mirville. Sophiens, meiner Couſine.

Dorſigny. Was hör' ich? Sophie ſoll heirathen?

Fr. v. Mirville. Ey freylich! Weißt du es denn nicht?

Dorſigny. Mein Gott! Nein!

Champagne (nähert ſich.) Nicht ein Wort wiſſen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Lormeuil, ein alter Kriegskamerad des Onkels, der zu Toulon wohnt, hat für ſeinen Sohn um Sophien angehalten — Der junge Lormeuil ſoll ein ſehr liebenswürdiger Mann ſeyn, ſagt man; wir haben ihn noch nicht geſehen. Der Onkel holt ihn zu Toulon ab; dann wollen ſie eine weite Reiſe zuſammen machen, um, ich weiß nicht welche Erbſchaft in Beſitz zu nehmen. In einem Monat denken ſie zurück zu ſeyn, und wenn du alsdann noch da biſt, ſo kannſt du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorſigny. Ach, liebe Schweſter! — Redlicher Champagne! Rathet, helft mir! Wenn ihr mir

nicht beyſteht, ſo iſt es aus mit mir, ſo bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was haſt du denn, Bruder! Was iſt dir?

Champagne. Mein Herr iſt verliebt in ſeine Couſine.

Fr. v. Mirville. Ah, iſt es das?

Dorſigny. Dieſe unglückſelige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stand kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird ſchwer halten, ſie rückgängig zu machen. Beyde Väter ſind einig, das Wort iſt gegeben, die Artikel ſind aufgeſetzt, und man erwartet blos noch den Bräutigam, ſie zu unterzeichnen und abzuſchließen.

Champagne. Gedult! — Hören Sie! — (tritt zwiſchen beyde.) Ich habe einen ſolchen ſublimen Einfall!

Dorſigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht, Ihren Onkel vorzuſtellen! Bleiben Sie dabey! Führen Sie die Rolle durch.

Fr. v. Mirville. Ein ſchönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

Champagne. Nur gemach! Laſſen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie ſpielen alſo Ihren Onkel! Sie ſind nun Herr hier im Hauſe, und Ihr erſtes Geſchäft iſt, die bewuſſte Heirath wieder aufzuheben —

Sie haben den jungen Lormeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er gestorben ist — Unterdessen erhält Frau von Dorsigny einen Brief von Ihnen, als dem Neffen, worin Sie um die Cousine anhalten — Das ist mein Amt! Ich bin der Kourier, der den Brief von Strasburg bringt! — Frau von Dorsigny ist verliebt in ihren Neffen; sie nimmt diesen Vorschlag mit der besten Art von der Welt auf; sie theilt ihn Ihnen, als ihrem Eheherrn, mit, und Sie lassen sich's, wie billig, gefallen. Nun stellen Sie sich, als wenn Sie aufs Eiligste verreisen müssten, Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, diese Sache zu Ende zu bringen. Sie reisen ab, und den andern Tag erscheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben spornstreichs von Ihrer Garnison herkämen. Die Heirath geht vor sich; der Onkel kommt stattlich angezogen mit seinem Bräutigam, der den Platz glücklich besetzt findet. und nichts bessers zu thun hat, als umzukehren und sich entweder zu Toulon oder in Ostindien eine Frau zu holen.

Dorsigny. Glaubst du, mein Onkel werde das so geduldig —

Champagne. O er wird aufbrausen, das versteht sich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er liebt Sie! Er liebt seine Tochter! Sie geben ihm die besten Worte, versprechen ihm eine Stube voll artiger Enkelchen, die ihm alle so ähnlich sehen sollen, wie Sie

ſelbſt. Er lacht, er beſänftigt ſich und Alles iſt vergeſſen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, iſt es das Tolle dieſes Einfalls, aber er fängt an, mich zu reizen —

Champagne. O er iſt himmliſch, der Einfall!

Dorſigny. Luſtig genug iſt er, aber nur nicht ausführbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel anſehen! —

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorſigny. Ja, im erſten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müſſen ihr keine Zeit laſſen, aus der Täuſchung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, ſo brauchen wir auch nur einen Augenblick — Es iſt jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu ſtatten; dieſe Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterſchied bemerklich zu machen. Den Tag brauchſt du gar nicht zu erwarten — Du erklärſt zugleich, daß du noch in der Nacht wieder fort reiſen müſſeſt, und morgen erſcheinſt du in deiner wahren Perſon. Geſchwind ans Werk! Wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unſre Tante, den dein Champagne als Kourier überbringen ſoll, und worin du um Sophien anhältſt.

Dorſigny (an den Schreibtiſch gehend.) Schweſter! Schweſter! Du machſt mit mir, was du willſt.

Champagne (ſich die Hand reibend.) Wie freue ich

mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich ſchon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle ſpielen, anſtatt jetzt blos den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie das, Champagne?

Champagne. Ey nun, das iſt ganz natürlich. Mein Herr gilt für ſeinen Onkel, ich würde den Herrn von Lormeuil vorſtellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Couſine hat Urſache, ſich darüber zu betrüben!

Dorſigny (ſiegelt den Brief und gibt ihn an Champagne.) Hier iſt der Brief. Richt' es nun ein, wie du willſt! Dir überlaſſ' ich mich.

Champagne. Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Kourier von Strasburg ankommen, geſpornt und geſtiefelt, triefend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, halten ſich wacker. — Muth, Dreiſtigkeit, Unverſchämtheit, wenn's nöthig iſt. — Den Onkel geſpielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet, und wenn Alles vorbey iſt, den Beutel gezogen, und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen zu allen dieſen Herrlichkeiten verholfen hat. (Ab.)

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird dich für den Onkel anſehen. Thu, als wenn du

nothwendig mit ihr zu reden hätteſt, und ſchick' mich weg.

Dorſigny. Aber was werd' ich ihr denn ſagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann ſeiner Frau nur Artiges ſagen kann.

Fünfter Auftritt.

Frau v. Mirville. Frau v. Dorſigny. Franz v. Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geſchwind! Der Onkel iſt angekommen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Was? Mein Mann! — Ja wahrhaftig da iſt er! — Herzlich willkommen, lieber Dorſigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reiſe gehabt? — Aber wie ſo allein? Wo ſind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Kutſche nicht — Nun wahrhaftig — ich beſinne mich kaum — ich zittre vor Ueberraſchung und Freude —

Fr. v. Mirville (heimlich zu ihrem Bruder.) Nun ſo rede doch! Antworte friſch weg!

Dorſigny. Weil ich nur auf einen kurzen Beſuch hier bin, ſo komm' ich allein und in einer Miethkutſche — Was aber die Reiſe betrifft, liebe Frau — die Reiſe — Ach! Die iſt nicht die glücklichſte geweſen.

Fr. v. Dorſigny. Sie erſchrecken mich! Es iſt Ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen?

Dorſigny. Nicht eben mir! Mir nicht! — Aber dieſe Heirath — (zu Frau von Mirville) Liebe Nichte, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht ſtören, mein Onkel. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Frau v. Dorſigny. Franz v. Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Nun, lieber Mann! dieſe Heirath —

Dorſigny. Aus dieſer Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorſigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorſigny. Freylich wohl! Aber der Sohn kann unſere Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorſigny. So? Und warum denn nicht?

Dorſigny (mit ſtarkem Ton.) Weil — weil er — todt iſt.

Fr. v. Dorſigny. Mein Gott! Welcher Zufall!

Dorſigny. Es iſt ein rechter Jammer. Dieſer junge Mann war, was die meiſten jungen Leute ſind,

ſo ein kleiner Wüſtling. Einen Abend bey einem Balle fiel's ihm ein, einem artigen hübſchen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler miſchte ſich drein und erlaubte ſich beleidigende Scherze. Der junge Lormeuil, lebhaft, aufbrauſend, wie man es mit zwanzig Jahren iſt, nahm das übel; zum Unglück war er an einen Raufer von Profeſſion gerathen, der ſich nie ſchlägt, ohne ſeinen Mann — zu tödten. Und dieſe böſe Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geſchicklichkeit ſeines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz, mit drey tödlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorſigny. Barmherziger Himmel! Was muß der Vater dabey gelitten haben!

Dorſigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorſigny. Wie? Die Mutter! Die iſt ja im letzten Winter geſtorben, ſo viel ich weiß.

Dorſigny. Dieſen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Lormeuil! Den Winter ſtirbt ihm ſeine Frau und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es iſt mir auch ſchwer angekommen, ihn in ſeinem Schmerz zu verlaſſen! Aber der Dienſt iſt jetzt ſo ſcharf! Auf den zwanzigſten müſſen alle Offiziere — beym Regiment ſeyn! Heut iſt der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan, und

muß ſchon heute Abend wieder — nach meiner Garniſon zurückreiſen.

Fr. v. Dorſigny. Wie? So bald?

Dorſigny. Das iſt einmal der Dienſt! Was iſt zu machen? Jetzt auf unſere Tochter zu kommen! —

Fr. v. Dorſigny. Das liebe Kind iſt ſehr niedergeſchlagen und ſchwermüthig, ſeitdem Sie weg waren.

Dorſigny. Wiſſen Sie, was ich denke! Dieſe Partie, die wir ihr ausgeſucht, war — nicht nach ihrem Geſchmack.

Fr. v. Dorſigny. So? Wiſſen Sie?

Dorſigny. Ich weiß nichts — Aber ſie iſt fünfzehn Jahre alt — Kann ſie nicht für ſich ſelbſt ſchon gewählt haben, eh' wir es für ſie thaten?

Fr. v. Dorſigny. Ach Gott ja! Das begegnet alle Tage.

Dorſigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorſigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie (beym Anblick Dorſigny's ſtutzend.) Ah! Mein Vater —

Fr. v. Dorſigny. Nun, was iſt dir? Fürchteſt du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorſigny (nachdem er ſie umarmt, für ſich.) Sie habens doch gar gut, dieſe Väter! Alles umarmt ſie!

Fr. v. Dorſigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorſigny. Herr von Lormeuil iſt todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorſigny (hat ſie mit den Augen fixirt.) Ja nun — Was ſagſt du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage dieſen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück anſehen, daß — daß ſich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorſigny. Aber, liebes Kind! Wenn du gegen dieſe Heirath — etwas einzuwenden hatteſt, warum ſagteſt du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schüchternheit —

Dorſigny. Weg mit der Schüchternheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz.

Fr. v. Dorſigny. Ja, mein Kind! Höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiß das Beſte rathen.

Dorſigny. Du haſſteſt alſo dieſen Lormeuil zum Voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorſigny. Und du möchteſt Keinen heirathen, als den du wirklich liebſt?

Sophie. Das iſt wohl natürlich.

Dorſigny. Du liebſt alſo — einen Andern?

Sophie. Das habe ich nicht geſagt.

Dorſigny. Nun, nun, beynahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich Alles wiſſen.

Fr. v. Dorſigny. Faſſe Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater iſt, mit dem du redeſt.

Dorſigny. Bilde dir ein, daß du mit deinem beſten, deinem zärtlichſten Freunde ſprächeſt — und der, den du liebſt, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorſigny. Iſts noch ein junger Menſch?

Sophie. Ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth iſt, weil Jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — ein Verwandter von uns, der unſern Namen führt — Ach! Sie müſſen ihn errathen.

Dorſigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorſigny. Aber ich errath' ihn! Ich wette, es iſt Ihr Vetter, Franz Dorſigny.

Dorſigny. Nun, Sophie? Du antworteſt nichts?

Sophie. Billigen Sie meine Wahl?

Dorſigny (ſeine Freude unterdrückend, für ſich.) Wir müſſen den Vater ſpielen — Aber mein Kind — das müſſen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter iſt der beſte, verſtändigſte —

Dorſigny. Der? Ein Schwindelkopf iſt er, ein Wildfang, der in den zwey Jahren, daß er weg iſt, nicht zweymal an ſeinen Onkel geſchrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er deſto fleißiger geſchrieben, mein Vater!

Dorſigny. So? hat er das? Und du haſt ihm wohl — friſch weg geantwortet? Haſt du? Nicht?

Sophie. Nein, ob ich gleich große Luſt dazu hatte. — Nun, Sie verſprachen mir ja dieſen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen ſeyn wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich!

Fr. v. Dorſigny. Nun, nun, gib nach, lieber Dorſigny — Es iſt da weiter nichts zu machen — und geſteh' nur, ſie hätte nicht beſſer wählen können.

Dorſigny. Es iſt wahr, es läſſt ſich Manches dafür ſagen — Das Vermögen iſt von beyden Seiten gleich, und geſetzt, der Vetter hätte auch ein Bischen leichtſinnig gewirthſchaftet, ſo weiß man ja, die Heirath bringt einen jungen Menſchen — ſchon in Ordnung — Wenn ſie ihn nun überdies lieb hat —

Sophie. O recht ſehr, lieber Vater! — Erſt in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Lormeuil

zum Gemahl vorſchlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut ſey — ſo was man gut ſeyn nennt — Und wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

Dorſigny (feurig.) Und warum ſollte er das nicht, meine Theuerſte — (ſich beſinnend.) meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf alſo jetzt an den Vetter ſchreiben?

Dorſigny. Was du willſt — (für ſich) Wie hübſch ſpielt ſich's den Vater, wenn man ſo allerliebſte Geſtändniſſe zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau v. Mirville. Champagne (als Poſtillon mit der Peitſche klatſchend.)

Champagne. He, holla!

Fr. v. Mirville. Platz! Da kommt ein Kourier.

Fr. v. Dorſigny. Es iſt Champagne.

Sophie. Meines Vetters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! Reißen Sie mich aus meiner Unruhe! — Das Fräulein iſt doch nicht ſchon Frau von Lormeuil?

Fr. v. Dorſigny. Nein, guter Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht? Dem Himmel ſey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie! Dem Vetter iſt doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorſigny. Mein Neffe iſt doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machſt mir Angſt, was iſt meinem Bruder?

Champagne. Beruhigen Sie ſich, gnädige Frau! Mein Herr befindet ſich ganz wohl, aber wir ſind in einer grauſamen Lage — Wenn Sie wüſſten — doch Sie werden Alles erfahren. Mein Herr hat ſich zuſammen genommen, der gnädigen Frau, die er ſeine gute Tante nennt, ſein Herz auszuſchütten; Ihnen verdankt er Alles, was er iſt; zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier ſchreibt er Ihnen, leſen Sie und beklagen ihn!

Dorſigny. Mein Gott, was iſt das?

Fr. v. Dorſigny (liest.) „Beſte Tante! Ich erfahre ſo eben, daß Sie im Begriffe ſind, meine Couſine zu verheirathen. Es iſt nicht mehr Zeit, zurückzuhalten: ich liebe Sophien. — Ich flehe Sie an, beſte „Tante, wenn ſie nicht eine heftige Neigung zu ihrem „beſtimmten Bräutigam hat, ſo ſchenken Sie ſie mir! „Ich liebe ſie ſo innig, daß ich gewiß noch ihre Liebe „gewinne. Ich folge dem Champagne auf dem Fuße

„nach; er wird Ihnen dieſen Brief überbringen, Ihnen „erzählen, was ich ſeit jener ſchrecklichen Nachricht aus„geſtanden habe.“

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorſigny!

Champagne. Nein, es läſſt ſich gar nicht beſchreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, ſagte ich zu ihm, vielleicht iſt noch nicht Alles verloren — Geh, Schurke, ſagte er zu mir, ich ſchneide dir die Kehle ab, wenn du zu ſpät kommſt — Er kann zuweilen derb ſeyn, Ihr lieber Neffe.

Dorſigny. Unverſchämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja ordentlich böſe, als wenn ich von Ihnen ſpräche; was ich ſage, geſchieht aus lauter Freundſchaft für ihn, damit Sie ihn beſſern, weil Sie ſein Onkel ſind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beſte ſeines Herrn!

Fr. v. Dorſigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirſt es nöthig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche. (Ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorsigny. Nun, Sophie? Was sagst du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

Fr. v. Dorsigny. Es ist da weiter nichts zu thun; wir müssen sie ihm ohne Zeitverlust zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Vetter ist ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorsigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorsigny. Nun — wenn es denn nicht anders ist — und wenn Sie so meinen, meine Liebe — so sey's! Ich bin's zufrieden, und will mich so einrichten, daß der Lerm der Hochzeit — vorbey ist, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Drey Bediente (treten ein und warten im Hintergrunde.) Vorige.

Fr. v. Dorsigny. Noch eins! Ihr Pachter hat mir während Ihrer Abwesenheit zweytausend Thaler in Wechseln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es ist Ihnen doch recht?

Dorſigny. Mir iſt Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! (während ſie die Wechſel aus einer Schreibtafel hervorholt, zu Frau von Mirville) Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, ſonſt machſt du dich verdächtig.

Dorſigny (heimlich zu ihr.) In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! (laut, indem er die Wechſel der Frau von Dorſigny in Empfang nimmt) Das Geld erinnert mich, daß ein verwünſchter Schelm von Wucherer mich ſchon ſeit lange um hundert Piſtolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie iſt's? Soll ich den Poſten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ey, das verſteht ſich! Sie werden doch meiner Baſe keinen Bruder Lüderlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden ſteckt?

Fr. v. Dorſigny. Meine Nichte hat Recht, und was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeſchenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zu Hochzeitgeſchenken!

Ein dritter Bedienter (kommt.) Die Modehändlerin der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bey ihr beſtellen. (Ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorige ohne Frau v. Mirville.

Dorſigny (zu den Bedienten.) Kommt her! — (Zur Frau von Dorſigny.) Man wird nach dem Herrn Gaſpar, unſerm Notar, ſchicken müſſen —

Fr. v. Dorſigny. Laſſen Sie ihn lieber gleich zum Nachteſſen einladen; dann können wir Alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorſigny. Das iſt wahr! (Zu einem von den Bedienten) Du geh zum Juwelier und laß ihn das Neueſte herbringen, was er hat — (Zu einem andern) Du gehſt zum Herrn Gaſpar, unſerm Notar, ich laſſ' ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu eſſen — Dann beſtelleſt du vier Poſtpferde; Punkt eilf Uhr müſſen ſie vor dem Hauſe ſeyn; denn ich muß in der Nacht noch fort — (Zu einem dritten) Für dich. Jasmin, hab' ich einen kitzlichen Auftrag — du haſt Kopf; dir kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr, das beliebt Ihnen ſo zu ſagen.

Dorſigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäckler, der ſonſt meine Geſchäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ey ja wohl! Warum ſollt' ich ihn nicht kennen! Ich war ja immer der Poſtillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

Dorſigny. Geh zu ihm, bring' ihm dieſe hundert Piſtolen, die mein Neffe ihm ſchuldig iſt, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, dir einen Empfangſchein geben zu laſſen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein ſolcher Eſel ſeyn!

(Die Bedienten gehen ab.)

Fr. v. Dorſigny. Wie er ſich verwundern wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeſchenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet.

Dorſigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon ſeyn kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau v. Mirville.

Fr. v. Mirville (eilt herein, heimlich zu ihrem Bruder.) Mach' daß du fortkommſt, Bruder! Eben kommt der Onkel mit einem Herrn an, der mir ganz ſo ausſieht, wie der Herr von Lormeuil.

Dorſigny (in ein Kabinet fliehend.) Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorſigny, Nun, warum eilen Sie denn ſo ſchnell fort, Dorſigny?

Dorſigny. Ich muß — Ich habe — Gleich werd' ich wieder da ſeyn.

Fr. v. Mirville (preſſirt.) Kommen Sie, Tante! Sehen Sie doch die ſchönen Mützen an, die man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorſigny. Du thuſt Recht, mich zu Rath zu ziehen — Ich verſtehe mich darauf. Ich will dir ausſuchen helfen.

Dreyzehnter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Lormeuil. Frau v. Dorſigny. Sophie. Frau v. Mirville.

Oberſt. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber deſto beſſer! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier dieſen Herrn —

Fr. v. Dorſigny. Bitte tauſendmal um Vergebung, meine Herrn — Die Putzhändlerinn wartet auf uns, wir ſind gleich wieder da — Komm, meine Tochter! (Ab.)

Oberſt. Nun! Nun! Dieſe Putzhändlerinn könnte wohl auch einen Augenblick warten, dächt' ich.

Sophie. Eben darum, weil Sie nicht warten kann — Entſchuldigen Sie, meine Herren. (Ab.)

Oberſt. Das mag ſeyn — aber ich ſollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wiſſen wir wohl,

fragen nach Putzhändlerinnen nichts; aber für uns sind das sehr wichtige Personen (Geht ab, sich tief gegen Lormeuil verneigend.)

Oberst. Zum Teufel, das seh' ich, daß man uns ihrentwegen stehen lässt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberst Dorsigny. Lormeuil.

Oberst. Ein schöner Empfang! Das muß ich sagen.

Lormeuil. Ist das so der Brauch bey den Pariser Damen, daß sie den Putzhändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Oberst. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll. Ich schrieb, daß ich erst in sechs Wochen zurück seyn könnte; ich bin unversehens da, und man ist nicht im Geringsten mehr darüber erstaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Lormeuil. Wer sind die beyden jungen Damen, die mich so höflich grüßten?

Oberst. Die eine ist meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre bestimmte Braut.

Lormeuil. Sie sind beyde sehr hübsch.

Oberst. Der Henker auch! Die Frauen sind alle hübsch in meiner Familie. Aber es ist nicht ge-

genug an dem Hübſchſeyn — man muß ſich auch artig betragen.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Die drey Bedienten (die nach und nach herein kommen.)

Zweyter Bedienter (zur Linken des Oberſten.) Der Notar läſſt ſehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht ſpeiſen kann — er wird ſich aber nach Tiſch einfinden.

Oberſt. Was ſchwatzt der da für närriſches Zeug?

Zweyter Bedienter. Die Poſtpferde werden Schlag eilf Uhr vor dem Hauſe ſeyn. (Ab.)

Oberſt. Die Poſtpferde, jetzt, da ich eben ankomme!

Erſter Bedienter (zu ſeiner rechten Seite.) Der Juwelier, Euer Gnaden, hat bankerott gemacht, und iſt dieſe Nacht auf und davon gegangen. (Ab.)

Oberſt. Was geht das mich an? Er war mir nichts ſchuldig?

Jasmin (an ſeiner linken Seite.) Ich war bey dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befohlen. Er war krank und lag im Bette. Hier ſchickt er Ihnen die Quittung.

Oberſt. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die Sie in der Hand haben. Belieben Sie ſie zu leſen.

Oberſt (lieſt.) Ich Endesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberſt von Dorſigny zweytauſend Livres, welche ich ſeinem Herrn Neffen vorgeſchoſſen, richtig erhalten zu haben.

Jasmin. Euer Gnaden ſehen, daß die Quittung richtig iſt. (Ab.)

Oberſt. O vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann; mein Verſtand ſteht ſtill — Der ärgſte Gauner in ganz Paris iſt krank, und ſchickt mir die Quittung über das, was mein Neffe ihm ſchuldig iſt.

Lormeuil. Vielleicht ſchlägt ihn das Gewiſſen.

Oberſt. Kommen Sie! Kommen Sie, Lormeuil! Suchen wir herauszubringen, was uns dieſen angenehmen Empfang verſchafft — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Poſtpferde, Geldmäckler und Putzmacherinnen!

(Beyde ab.)

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau v. Mirville. Franz Dorsigny (kommt aus einem Zimmer linker Hand und sieht sich sorgfältig um.)

Fr. v. Mirville (von der entgegengesetzten Seite.) Wie unbesonnen! Der Onkel wird den Augenblick da seyn.

Dorsigny. Aber sage mir doch, was mit mir werden soll? Ist Alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vorgeblicher Mann nur ihr Neffe war?

Fr. v. Mirville. Nichts weiß man! Nichts ist entdeckt! Die Tante ist noch mit der Modehändlerinn eingeschlossen; der Onkel flucht auf seine Frau — Herr von Lormeuil ist ganz verblüfft über die sonderbare Aufnahme, und ich will suchen, die Entwicklung, die nicht mehr lange anstehen kann, so lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu deinem Vortheil zu stimmen, oder wenn's nicht anders ist, den Lormeuil in mich verliebt zu machen — denn eh' ich zugebe, daß er die Cousine heirathet, nehm' ich ihn lieber selbst.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour (kommt schnell.) Ah schön, schön, daß ich dich hier finde, Dorsigny! Ich habe dir tausend Sachen zu sagen und in der größten Eile.

Dorsigny. Hol ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorsigny. Vor meiner Schwester hab' ich kein Geheimniß.

Valcour (zur Frau von Mirville sich wendend.) Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntschaft gerade in diesem Augenblicke zu machen, wo ich so glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Dorsigny. Was hör' ich? Seine Stimme! (flieht in das Kabinet, wo er herausgekommen.)

Valcour (ohne Dorsigny's Flucht zu bemerken, fährt fort.) Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich seyn zu können, so betrachten Sie mich als Ihren ergebensten Diener. (Er bemerkt nicht, daß indeß der Oberst Dorsigny hereingekommen und sich an den Platz des andern gestellt hat.)

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Ja — dieſe Weiber ſind eine wahre Geduldprobe für ihre Männer.

Valcour (kehrt ſich um und glaubt mit dem jungen Dorſigny zu reden.) Ich wollte dir alſo ſagen, lieber Dorſigny, daß dein Oberſtlieutenant nicht todt iſt.

Oberſt. Mein Oberſtlieutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerey gehabt haſt. Er hat an meinen Freund Liancour ſchreiben laſſen; er läſſt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren, und bekennt, daß er der Angreifer geweſen ſey. Die Familie hat zwar ſchon angefangen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen alles anwenden, die Sache bey Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir dieſe gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Geſellſchaft.

Oberſt. Sehr obligirt — aber —

Valcour. Du kannſt alſo ganz ruhig ſchlafen. Ich wache für dich. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Frau v. Mirville. Oberſt Dorſigny. Lormeuil.

Oberſt. Sage mir doch, was der Menſch will?

Fr. v. Mirville. Der Menſch iſt verrückt, das ſehn Sie ja.

Oberſt. Dies ſcheint alſo eine Epidemie zu ſeyn, die alle Welt ergriffen hat, ſeitdem ich weg bin, denn das iſt der erſte Narr nicht, dem ich ſeit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müſſen den trocknen Empfang meiner Tante nicht ſo hoch aufnehmen. Wenn von Putzſachen die Rede iſt, da darf man ihr mit nichts Anderm kommen.

Oberſt. Nun, Gott ſey Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magſt du denn die Erſte ſeyn, die ich mit dem Herrn von Lormeuil bekannt mache.

Lormeuil. Ich bin ſehr glücklich, mein Fräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber dieſe Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige —

Oberſt. Nun fängt der auch an! Hat die allgemeine Raſerey auch dich angeſteckt, armer Freund! Dein Kompliment iſt ganz artig, aber bey meiner Toch-

ter, und nicht bey meiner Nichte, hätteſt du das anbringen ſollen.

Lormeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie ſagen der Beſchreibung ſo vollkommen zu, die mir Herr von Dorſigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum verzeihlich iſt.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Couſine, Herr von Lormeuil! Betrachten Sie ſie recht, und überzeugen Sie ſich mit ihren eignen Augen, daß ſie alle die ſchönen Sachen verdient, die Sie mir zugedacht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tauſendmal um Verzeihung, beſter Vater, daß ich Sie vorhin ſo habe ſtehen laſſen; die Mama rief mir, und ich muſſte ihrem Befehl gehorchen.

Oberſt. Nun, wenn man nur ſeinen Fehler einſieht und ſich entſchuldigt —

Sophie. Ach, mein Vater! Wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrucken, daß Sie in dieſe Heirath willigen.

Oberſt. So, ſo! Gefällt ſie dir, dieſe Heirath?

Sophie. O gar ſehr!

Oberſt (leiſe zu Lormeuil.) Du ſiehſt, wie ſie dich ſchon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der ſchönen Beſchreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, eh' ich abreiste.

Lormeuil. Ich bin Ihnen ſehr verbunden.

Oberſt. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit ſeyn, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umſehe; denn endlich werden mir doch die Putzhändlerinnen Platz machen, hoffe ich — Leiſte du indeß dieſem Herrn Geſellſchaft. Er iſt mein Freund, und mich ſoll's freuen, wenn er auch bald der deinige wird. — Verſtehſt du? (Zu Lormeuil.) Jetzt friſch daran — Das iſt der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, ſo iſt ſie morgen deine Frau — (Zu Frau von Mirville) Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein ausmachen. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Sophie. Lormeuil.

Sophie. Sie werden alſo auch bey der Hochzeit ſeyn?

Lormeuil. Ja, mein Fräulein — Sie ſcheint Ihnen nicht zu mißfallen, dieſe Heirath?

Sophie. Sie hat den Beyfall meines Vaters.

Lormeuil. Wohl! Aber was die Väter ver-

anstalten, hat darum nicht immer den Beyfall der Töchter.

Sophie. O was diese Heirath betrifft — die ist auch ein wenig meine Anstalt.

Lormeuil. Wie das, mein Fräulein?

Sophie. Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

Lormeuil. Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum Gemahl bestimmt ist?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Lormeuil. Wie? Und kennen ihn nicht einmal!

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Lormeuil. Sie wären mit dem jungen Lormeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Lormeuil — Nein!

Lormeuil. Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, das war anfangs.

Lormeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich sehe, daß Sie noch nicht wissen, mein Herr —

Lormeuil. Nichts weiß ich! Nicht das Geringste weiß ich.

Sophie. Er ist todt.

Lormeuil. Wer ist todt?

Sophie. Der junge Herr von Lormeuil.

Lormeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Lormeuil. Wer hat Ihnen gesagt, daß er todt sey?

Sophie. Mein Vater!

Lormeuil. Nicht doch, Fräulein! Das kann ja nicht seyn, das ist nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubniß, es ist! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch besser wissen, als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Balle Händel; er schlug sich und erhielt drey Degenstiche durch den Leib.

Lormeuil. Das ist gefährlich.

Sophie. Ja wohl, er ist auch daran gestorben.

Lormeuil. Es beliebt Ihnen, mit mir zu scherzen, gnädiges Fräulein! Niemand kann Ihnen vom Herrn von Lormeuil besser Auskunft geben, als ich.

Sophie. Als Sie! Das wäre doch lustig.

Lormeuil. Ja, mein Fräulein, als ich! Denn, um es auf Einmal herauszusagen — ich selbst bin dieser Lormeuil, und bin nicht todt, so viel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Nun, für wen hielten Sie mich denn sonst?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Lormeuil. Sie halten also immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

TAYLOR INST. OXFORD

Sophie. Ja freylich!

Lormeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Couſin Dorſigny.

Lormeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabey mit zu ſprechen haben.

Sophie. Das hat er, das verſteht ſich! Er hat ja ſeine Einwilligung gegeben.

Lormeuil. Wann hätt' er ſie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein Paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Lormeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater iſt vor Ihnen hier geweſen.

Lormeuil (an den Kopf greifend.) Mir ſchwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie ſagen, ſetzt mich in Erſtaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Fräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß ſtecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — Sollten Sie wirklich im Ernſt geſprochen haben?

Lormeuil. Im vollen höchſten Ernſt, mein Fräulein —

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Lormeuil — Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbeſonnenheit —

Lormeuil. Laſſen Sie ſich's nicht leid ſeyn, Fräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter iſt ein Umſtand, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt —

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Lormeuil. Ich will den Herrn von Dorſigny aufſuchen — Vielleicht löst Er mir das Räthſel. — Wie es ſich aber auch immer löſen mag, Fräulein, ſo ſollen Sie mit mir zufrieden ſeyn, hoff' ich. (Ab.)

Sophie. Er ſcheint ein ſehr artiger Menſch — und wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, ſo ſoll es mich recht ſehr freuen, daß er nicht erſtochen iſt.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberſt. Frau v. Dorſigny.

Fr. v. Dorſigny. Laß uns allein, Sophie. (Sophie geht ab) Wie, Dorſigny? Sie können mir in's Angeſicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir geſprochen haben? Nun wahrhaftig! Welcher Andere als Sie, als der Herr dieſes Hauſes, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte das thun können, was Sie thaten?

Oberſt. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorſigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wiſſen nicht mehr, daß Sie erſt vor Kurzem mit unſrer Tochter geſprochen, daß Sie ihre

Neigung zu unſerm Neffen entdeckt haben, und daß wir eins worden ſind, ſie ihm zur Frau zu geben, ſo bald er wird angekommen ſeyn.

Oberſt. Ich weiß nicht — Madame, ob das Alles nur ein Traum Ihrer Einbildungkraft iſt, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Abweſenheit meinen Platz eingenommen hat. Iſt das Letztere, ſo war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieſer Jemand ſchlägt meinen Schwiegerſohn todt, verheirathet meine Tochter und ſticht mich aus bey meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter laſſen ſich's Beyde ganz vortrefflich gefallen.

Fr. v. Dorſigny. Welche Verſtockung! — In Wahrheit, Herr von Dorſigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberſt. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Fr. v. Mirville.

Fr. v. Mirville. Dacht' ich's doch, daß ich Sie Beyde würde beyſammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer Ein Herz und Eine Seele! Das iſt erbaulich! Das iſt doch ein Beyſpiel! Die Tante iſt gefällig, wie ein Engel, und der Onkel geduldig wie Hiob.

Oberſt. Wahr geſprochen, Nichte! — Man muß Hiobs Geduld haben, wie ich, um ſie bey ſolchem Geſchwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorſigny. Die Nichte hat Recht, man muß ſo gefällig ſeyn wie ich, um ſolche Albernheiten zu ertragen.

Oberſt. Nun, Madame! Unſere Nichte hat mich ſeit meinem Hierſeyn faſt nie verlaſſen. Wollen wir ſie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin's vollkommen zufrieden, und unterwerfe mich ihrem Ausſpruch.

Fr. v. Mirville. Wovon iſt die Rede?

Fr. v. Dorſigny. Stelle dir vor, mein Mann unterſteht ſich, mir in's Geſicht zu behaupten, daß Er's nicht geweſen ſey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Iſt's möglich?

Oberſt. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in dieſem Zimmer, mit ihr geſprochen haben ſoll, in demſelben Augenblicke, wo ich mich auf der Toulouer Poſtſtraße ſchütteln ließ.

Fr. v. Mirville. Das iſt ja ganz unbegreiflich, Onkel — hier muß ein Mißverſtändniß ſeyn — Laſſen Sie mich ein Paar Worte mit der Tante reden.

Oberſt. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht ſetzeſt, wenn's möglich iſt; aber es wird ſchwer halten.

Fr. v. Mirville (leiſe zur Frau von Dorſigny.) Liebe Tante, das Alles iſt wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorſigny (eben ſo.) Freylich wohl, er müſſte ja raſend ſeyn, ſolches Zeug im Ernſt zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wiſſen Sie was? Bezahlen Sie ihn mit gleicher Münze — Geben Sie's ihm heim! Laſſen Sie ihn fühlen, daß Sie ſich nicht zum Beſten haben laſſen.

Fr. v. Dorſigny. Du haſt recht. Laß mich nur machen!

Oberſt. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorſigny (ſpottweiſe.) Ja wohl iſt's genug, mein Herr — und da es die Schuldigkeit der Frau iſt, nur durch ihres Mannes Augen zu ſehen, ſo erkenn' ich meinen Irrthum, und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

Oberſt. Mit dem ſpöttiſchen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorſigny. Ohne Groll, Herr von Dorſigny! Sie haben auf meine Unkoſten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und ſo heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Beſuche zu geben. Wenn

ich zurück komme und Ihnen der spaßhafte Humor vergangen ist, so können wir ernsthaft mit einander reden. (Ab.)

Oberst. (zur Frau von Mirville.) Verstehst du ein Wort von Allem, was sie da sagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen suchen. (Ab.)

Oberst. Thu das, wenn du willst. Ich geb' es rein auf — so ganz toll und närrisch hab' ich sie noch nie gesehen. Der Teufel muß in meiner Abwesenheit meine Gestalt angenommen haben, um mein Haus unterst zu oberst zu kehren, anders begreif' ich's nicht —

Neunter Auftritt.

Oberst Dorsigny. Champagne (ein wenig betrunken.)

Champagne. Nun, das muß wahr seyn! — Hier lebt sich's, wie im Wirthshaus — Aber wo Teufel stecken sie denn Alle? — Keine lebendige Seele hab' ich mehr gesehen, seitdem ich als Kourier den Lärm angerichtet habe — Doch, sieh da, mein gnädiger Herr, der Hauptmann — Ich muß doch hören, wie unsere Sachen stehen. (Macht gegen den Oberst Zeichen des Verständnisses und lacht selbstgefällig.)

Oberſt. Was Teufel! Iſt das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt der hieher, und was will der Eſel mit ſeinen einfältigen Grimaſſen?

Champagne (wie oben.) Nun, nun, gnädiger Herr?

Oberſt. Ich glaube, der Kerl iſt beſoffen.

Champagne. Nun, was ſagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut geſpielt?

Oberſt (für ſich.) Seine Rolle? Ich merke etwas — Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entzücken hab' ich ſie geſpielt. Mit einer Peitſche und den Kourierſtiefeln, ſah ich nicht einem ganzen Poſtillon gleich? Wie?

Oberſt. Ja! Ja! (für ſich.) Weiß der Teufel, was ich ihm antworten ſoll.

Champagne. Nun, wie ſteht's drinnen? Wie weit ſind Sie jetzt?

Oberſt. Wie weit ich bin — wie's ſteht — nun, du kannſt dir leicht vorſtellen, wie's ſteht.

Champagne. Die Heirath iſt richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberſt. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Perſon als Liebhaber auf.

Oberſt (für ſich.) Es iſt ein Streich von meinem Neffen!

Champagne. Und heirathen die Wittwe des Herrn von Lormeuil — Wittwe! Hahaha! — Die Wittwe von meiner Erfindung.

Oberſt. Worüber lachſt du?

Champagne. Das fragen Sie? Ich lache über die Geſichter, die der ehrliche Onkel ſchneiden wird, wenn er in vier Wochen zurück kommt und Sie mit ſeiner Tochter verheirathet findet.

Oberſt (für ſich.) Ich möchte raſend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt, und einen Andern in ſeinem Neſte findet — Das iſt himmliſch!

Oberſt. Zum Entzücken!

Champagne. Und wem haben Sie alles das zu danken? Ihrem treuen Champagne!

Oberſt. Dir? Wie ſo?

Champagne. Nun, wer ſonſt hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Perſon Ihres Onkels zu ſpielen?

Oberſt (für ſich.) Ha, der Schurke!

Champagne. Aber das iſt zum Erſtaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch ſo ähnlich ſehen! Ich würde drauf ſchwören, er ſey es ſelbſt, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüſſte.

Oberſt (für ſich.) Mein Schelm von Neffen macht einen ſchönen Gebrauch von meiner Geſtalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich ſehen Sie aus — Ihr Onkel iſt ja ſo ziemlich von Ihren Jah-

ren; Sie hätten nicht nöthig gehabt, sich so gar alt zu machen.

Oberst. Meinst du?

Champagne. Doch was thut's! Ist er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberst. Er ist zurückgekommen.

Champagne. Wie? Was?

Oberst. Er ist zurückgekommen, sag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie stehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — Helfen Sie sich, wie Sie können — Ich suche das Weite.

(Will fort.)

Oberst. Bleib, Schurke, zweyfacher Hallunke, bleib! Das also sind deine schönen Erfindungen, Herr Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr? Ist das mein Dank?

Oberst. Bleib, Hallunke! — Wahrlich meine Frau (hier macht Champagne eine Bewegung des Schreckens) ist die Närrinn nicht, für die ich sie hielt — und einen solchen Schelmstreich sollte ich so hingehen lassen — Nein, Gott verdamm' mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es ist noch nicht so

ſpät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Lormeuil meine Tochter — Ich überraſche meinen Neffen — er muß mir den Heirathkontract ſeiner Baſe noch ſelbſt mit unterzeichnen — Und was dich betrifft, Hallunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberſt. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Piſtolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Wucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier bankerott gemacht — Mein Taugenichts von Neffe begnügte ſich nicht, ſeine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Kredit. — Schon gut! Er ſoll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Geſell, rechne auf eine tüchtige Belohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bey mir habe; aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. (Ab.)

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieſer verwünſchte Onkel auch gerade jetzt zurück kommen, und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Eſel, daß ich ihm auch erzählen muſſte — Ja, wenn ich noch wenigſtens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber ſo!

Zehnter Auftritt.

Champagne. Franz Dorsigny. Frau v. Mirville.

Fr. v. Mirville (kommt sachte hervor und spricht in die Scene zurück.) Das Feld ist rein — du kannst herauskommen — es ist Niemand hier als Champagne.

Dorsigny. (tritt ein.)

Champagne (kehrt sich um, und fährt zurück, da er ihn erblickt.) Mein Gott, da kommt er schon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! (sich Dorsigny zu Füßen werfend.) Barmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unschuldig — der es freylich verdient hätte —

Dorsigny. Was soll denn das vorstellen? Steh auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorsigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle so gut gespielt hast.

Champagne (erkennt ihn.) Wie, Herr, sind Sie's?

Dorsigny. Freylich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wissen Sie, daß Ihr Onkel hier ist?

Dorsigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab' ihn gesehen, gnädiger

Herr. Ich hab' ihn angeredet — ich dachte, Sie wärens; ich hab' ihm Alles gesagt; er weiß Alles.

Fr. v. Mirville. Unsinniger! Was hast du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie sehen, daß ich eben jetzt den Neffen für den Onkel genommen — Ist's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Neffen nahm?

Dorsigny. Was ist zu machen?

Fr. v. Mirville. Da ist jetzt kein andrer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlassen. —

Dorsigny. Aber wenn er meine Cousine zwingt, den Lormeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort geschwind, da der Weg noch frey ist. (Sie führt ihn bis an die hintere Thür, eben da er hinaus will, tritt Lormeuil aus derselben herein, ihm entgegen, der ihn zurück hält und wieder vorwärts führt.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil.

Lormeuil. Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

Fr. v. Mirville (heimlich zu Dorsigny.) Es ist der Herr von Lormeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied!

Lormeuil (zur Frau von Mirville.) Sie verlaſſen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Lormeuil. Ich bin ſogleich wieder hier.

(Geht ab, Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Lormeuil. Franz Dorſigny.

Lormeuil. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Fräulein Tochter vorhin allein gelaſſen haben?

Dorſigny. Ich erinnere mich's.

Lormeuil. Sie iſt ſehr liebenswürdig; ihr Beſitz würde mich zum glücklichſten Manne machen.

Dorſigny. Ich glaub' es.

Lormeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorſigny. Wie iſt das?

Lormeuil. Sie iſt das liebenswürdigſte Kind von der Welt, das iſt gewiß! Aber Sie haben mir ſo oft von Ihrem Neffen Franz Dorſigny geſprochen — Er liebt Ihre Tochter!

Dorſigny. Iſt das wahr?

Lormeuil. Wie ich Ihnen ſage, und er wird wieder geliebt!

Dorſigny. Wer hat Ihnen das geſagt?

Lormeuil. Ihre Tochter ſelbſt.

Dorſigny. Was iſt aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Ein guter Vater zu ſeyn.

Dorſigny. Wie?

Lormeuil. Sie haben mir hundertmal geſagt, daß Sie Ihren Neffen wie einen Sohn liebten — Nun denn! So geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie Ihre beyden Kinder glücklich.

Dorſigny. Aber was ſoll denn aus Ihnen werden?

Lormeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben, das iſt freylich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Neffe mir zuvorgekommen iſt.

Dorſigny. Wie? Sie wären fähig zu entſagen?

Lormeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorſigny (lebhaft.) Ach, Herr von Lormeuil! Wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig!

Lormeuil. Ich verſtehe Sie nicht.

Dorſigny. Nein, nein, Sie wiſſen nicht, welch großen, großen Dienſt Sie mir erzeigen — Ach, meine Sophie! Wir werden glücklich werden!

Lormeuil. Was iſt das? Wie? — Das iſt Herr von Dorſigny nicht — Wär's möglich —

Dorſigny. Ich habe mich verrathen.

Lormeuil. Sie sind Dorsigny, der Neffe? Ja, Sie sind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar sollte ich billig auf Sie böse seyn wegen der drey Degenstiche, die Sie mir so großmüthig in den Leib geschickt haben —

Dorsigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Zum Glück sind sie nicht tödtlich; also mag's gut seyn! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorsigny, und, weit entfernt, mit Ihnen Händel anfangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an, und bitte um die Ihrige.

Dorsigny. Herr von Lormeuil!

Lormeuil. Also zur Sache, Herr von Dorsigny — Sie lieben Ihre Cousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich verspreche Ihnen, allen meinen Einfluß bey dem Obersten anzuwenden, daß sie Ihnen zu Theil wird — Dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrer Seits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

Dorsigny. Reden Sie! Fordern Sie! Sie haben sich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Lormeuil. Sie haben eine Schwester, Herr von Dorsigny. Da Sie aber für Niemand Augen haben, als für Ihre Base, so bemerkten Sie vielleicht nicht, wie sehr Ihre Schwester liebenswürdig ist — Ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und daß ich's kurz

mache — Frau von Mirville verdient die Huldigung eines Jeden! Ich habe ſie geſehen und ich —

Dorſigny. Sie lieben ſie! Sie iſt die Ihre! Zählen Sie auf mich! — Sie ſoll Ihnen bald gut ſeyn, wenn ſie es nicht ſchon jetzt iſt — dafür ſteh' ich. Wie ſich doch Alles ſo glücklich fügen muß! — Ich gewinne einen Freund, der mir behülflich ſeyn will, meine Geliebte zu beſitzen, und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Lormeuil. Das ſteht zu hoffen, aber ſo ganz ausgemacht iſt es doch nicht — Hier kommt Ihre Schweſter! Friſch, Herr von Dorſigny — Sprechen Sie für mich! Führen Sie meine Sache! Ich will bey dem Onkel die Ihrige führen. (Ab.)

Dorſigny, Das iſt ein herrlicher Menſch, dieſer Lormeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schweſter!

Dreyzehnter Auftritt.

Frau v. Mirville. Franz Dorſigny.

Fr. v. Mirville. Nun wie ſteht's, Bruder?

Dorſigny. Du haſt eine Eroberung gemacht, Schweſter! Der Lormeuil iſt Knall und Fall ſterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geſtändniß

gethan, weil er glaubte mit dem Onkel zu reden! — Ich sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergeben lassen — du hättest das Heirathen auf immer verschworen — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hättest eben nicht gebraucht, ihn auf eine so rauhe Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, daß er bey Sophien durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! Machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Tante darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurück kommt —

Dorsigny. Nun ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Lormeuil die Cousine nicht wegnimmt.

(Ab mit Frau von Mirville.)

Fünfzehnter Auftritt.

Champagne (allein.)

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit von

vorhin nicht gut machst — Dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber laß sehen! Was ist da zu machen? Entweder den Onkel oder den Bräutigam müssen wir uns auf die nächsten zwey Tage vom Halse schaffen, sonst geht's nicht — Aber wie Teufel ist's da anzufangen? — Wart — Laß sehen — (nachsinnend) Mein Herr und dieser Herr von Lormeuil sind zwar als ganz gute Freunde aus einander gegangen, aber es hätte doch Händel zwischen ihnen setzen können! Können, das ist mir genug! Davon lasst uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhüten! Nichts als redliche Besorgniß für meinen Herrn — Also gleich zur Polizey! Man nimmt seine Maßregeln, und ist's dann meine Schuld, wenn sie den Onkel für den Neffen nehmen! — Wer kann für die Aehnlichkeit — Das Wagestück ist groß, groß, aber ich wag's. Mißlingen kann's nicht, und wenn auch — Es kann nicht mißlingen — Im äußersten Fall bin ich gedeckt! Ich habe nur meine Pflicht beobachtet! Und mag dann der Onkel gegen mich toben, so viel er will — Ich verstecke mich hinter den Neffen, ich verhelf' ihm zu seiner Braut, er muß erkenntlich seyn — Frisch, Champagne! An's Werk — Hier ist Ehre einzulegen. (Geht ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oberst Dorsigny. kommt. Gleich darauf Lormeuil.

Oberst. Muß der Teufel auch diesen Notar gerade heute zu einem Nachteſſen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelaſſen, und mein Herr Neffe hatte ſchon vorher die Mühe auf ſich genommen.

Lormeuil (kommt.) Für diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Neffen.

Oberst. Wohl bin ich's ſelbſt! Sie dürfen nicht zweifeln.

Lormeuil. Ich habe Ihnen viel zu ſagen, Herr von Dorſigny.

Oberst. Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirſt raſend ſeyn vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß der, der Sie beleidigt hat, mein Neffe iſt — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es mir überlaſſen wollen, ihn dafür zu ſtrafen.

Lormeuil. Aber ſo erlauben Sie mir —

Oberſt. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! So ſeyd ihr jungen Leute! Ihr wiſſt keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hälſe brecht.

Lormeuil. Das iſt aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberſt. Mein Gott! Ich weiß ja! Bin ich doch auch jung geweſen! — Aber laß dich das Alles nicht anfechten, guter Junge! Du wirſt doch mein Schwiegerſohn! Du wirſt's — Dabey bleibt's!

Lormeuil. Ihre Güte — Ihre Freundſchaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, ſo wie die Sachen ſtehen —

Oberſt (lauter.) Nichts! Kein Wort mehr!

Zweyter Auftritt.

Champagne mit zwey Unteroffizieren. Vorige.

Champagne (zu dieſen.) Sehen Sie's, meine Herren? Sehen Sie's? Eben wollten ſie an einander gerathen.

Lormeuil. Was ſuchen dieſe Leute bey uns?

Erſter Unteroffizier. Ihre ganz gehorſamen Diener, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorſigny zu ſprechen?

Oberſt. Dorſigny heiß' ich.

Champagne. Und dieſer hier iſt Herr von Lormeuil?

Lormeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweyter Unteroffizier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Lormeuil. Mich, zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erſter Unteroffizier (zum Oberſt.) Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Eſcorte zu dienen.

Oberſt. Aber wohin will mich der Herr eſcortiren?

Erſter Unteroffizier. Das will ich Ihnen ſagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung ſtünden, ſich mit dieſem Herrn zu ſchlagen, und damit nun —

Oberſt. Mich zu ſchlagen! Und weßwegen denn?

Erſter Unteroffizier. Weil Sie Nebenbuhler ſind — weil Sie Beyde das Fräulein von Dorſigny lieben. Dieſer Herr hier iſt der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater beſtimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, ſind ihr Couſin und ihr Liebhaber — O wir wiſſen Alles!

Lormeuil. Sie ſind im Irrthum, meine Herrn.

Oberſt. Wahrlich, Sie ſind an den Unrechten gekommen.

Champagne (zu den Wachen.) Frisch zu! Lassen Sie sich nichts weiß machen, meine Herren! (Zu Herrn von Dorsigny) Lieber, gnädiger Herr! Werfen Sie endlich Ihre Maske weg! Gestehen Sie, wer Sie sind! Geben Sie ein Spiel auf, wobey Sie nicht die beste Rolle spielen!

Oberst. Wie, Schurke, das ist wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es so veranstaltet, ich läugn' es gar nicht — ich rühme mich dessen! — Die Pflicht eines rechtschaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberst. Sie können mir's glauben, meine Herren! Der, den Sie suchen, bin ich nicht, ich bin sein Onkel.

Erster Unteroffizier. Sein Onkel! Gehn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, sagt man, aber uns soll diese Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberst. Aber sehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Neffe trägt sein eignes Haar.

Erster Unteroffizier. Ja, ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht Ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war sinnreich; es thut uns leid, daß es nicht besser geglückt ist.

Oberst. Aber mein Herr, so hören Sie doch nur an —

Erster Unteroffizier. Ja, wenn wir Jeden an-

hören wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorsigny! Die Postchaise hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberst. Wie? Was? Die Postchaise?

Erster Unteroffizier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fußes in den Wagen zu packen, und nach Strasburg zurückzubringen.

Oberst. Und das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Taugenichts! Ha, Lotterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veranstaltung — Sie wissen, wie sehr ich dawider war, daß Sie Strasburg ohne Urlaub verliessen.

Oberst (hebt den Stock auf.) Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beyde Unteroffiziere. Mäßigen Sie sich, Herr von Dorsigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren! Ich bitte — Das hat man davon, wenn man Undankbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem unseligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

Oberst. Was ist hier zu thun, Lormeuil?

Lormeuil. Warum berufen Sie sich nicht auf die Personen, die Sie kennen müssen?

Oberſt. An wen, zum Teufel! ſoll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter ſind ausgegangen — meine Nichte iſt vom Complott — die ganze Welt iſt behext.

Lormeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Strasburg zu reiſen, wenn dieſe Leute nicht mit ſich reden laſſen.

Oberſt. Das wäre aber ganz verwünſcht —

Erſter Unteroffizier (zu Champagne.) Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Neffe iſt?

Champagne. Freylich! Freylich! Der Onkel iſt weit weg — Nur Stand gehalten! Nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Poſtillon. Vorige.

Poſtillon (betrunken.) He! Holla! wird's bald, ihr Herrn? Meine Pferde ſtehen ſchon eine Stunde vor dem Hauſe, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberſt. Was will der Burſche?

Erſter Unteroffizier. Es iſt der Poſtillon, der Sie fahren ſoll.

Poſtillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreist — Sie haben kurze Geſchäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberſt. Woher weißt denn du? —

Poſtillon. Ey! Ey! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hinterthür dieſes Hauſes abſetzte? Sie ſehen, mein Kapitän, daß ich Ihr Geld wohl angewendet — ja, ja, wenn mir Einer was zu vertrinken gibt, ſo erfüll' ich gewiſſenhaft und redlich die Abſicht.

Oberſt. Was ſagſt du, Kerl? Mich hätteſt du gefahren? Mich?

Poſtillon. Sie, Herr! — Ja doch, beym Teufel, und da ſteht ja Ihr Bedienter, der den Vorreuter machte — Gott grüß' dich, Gaudieb! Eben der hat mir's ja im Vertrauen geſteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann ſeyen, und von Straßburg heimlich nach Paris gingen —

Oberſt. Wie, Schurke? Ich wäre das geweſen?

Poſtillon. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege laut mit ſich ſelbſt ſprach und an Einem fort rief: Meine Sophie! Mein liebes Bäschen! Mein engliſches Couſinchen! — Wie? haben Sie das ſchon vergeſſen?

Champagne (zum Oberſt.) Ich bin's nicht, gnädiger Herr, der ihm dieſe Worte in den Mund legt — Wer wird aber auch auf öffentlicher Poſtſtraße ſo laut von ſeiner Gebieterinn reden?

Oberſt. Es iſt beſchloſſen, ich ſeh's, ich ſoll nach Straßburg, um der Sünden meines Neffen willen —

Erſter Unteroffizier. Alſo, mein Herr Hauptmann —

Oberſt. Alſo, mein Herr Geleitsmann, alſo muß ich freylich mit Ihnen fort; aber ich kann Sie verſichern, ſehr wider meinen Willen.

Erſter Unteroffizier. Das ſind wir gewohnt, mein Kapitän, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberſt. Du biſt alſo mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberſt. Folglich bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das verſteht ſich.

Oberſt. Ein Bedienter muß ſeinem Herrn folgen — du gehſt mit mir nach Straßburg.

Champagne (für ſich.) Verflucht!

Poſtillon. Das verſteht ſich — Marſch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben, gnädiger Herr — Sie wiſſen, wie groß meine Anhänglichkeit an Sie iſt — ich gebe Ihnen eine ſtarke Probe davon in dieſem Augenblick — aber Sie wiſſen auch, wie ſehr ich mein Weib liebe. Ich habe ſie heute nach einer langen Trennung wieder geſehen! Die arme Frau bezeigte eine ſo herzliche Freude über meine Zurückkunft, daß ich beſchloſſen habe, ſie nie wieder zu verlaſſen, und meinen Abſchied von Ihnen zu begehren. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mir noch von drey Monaten Gage ſchuldig ſind.

Oberſt. Dreyhundert Stockprügel bin ich dir ſchuldig, Bube!

Erſter Unteroffizier. Herr Kapitän, Sie haben kein Recht, dieſen ehrlichen Diener wider ſeinen Willen nach Straßburg mitzunehmen — und wenn Sie ihm noch Rückſtand ſchuldig ſind —

Oberſt. Nichts, keinen Heller bin ich ihm ſchuldig.

Erſter Unteroffizier. So iſt das kein Grund, ihn mit Prügeln abzulohnen.

Lormeuil. Ich muß ſehen, wie ich ihm heraus helfe — wenn es nicht anders iſt — In Gottes Namen, reiſen Sie ab, Herr von Dorſigny — Zum Glück bin ich frey; ich habe Freunde; ich eile, ſie in Bewegung zu ſetzen, und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

Oberſt. Und ich will den Poſtillon dafür bezahlen, daß er ſo langſam fährt als möglich, damit Sie mich noch einholen können — (zum Poſtillon.) Hier Schwager! Vertrink das auf meine Geſundheit — aber du muſſt mich fahren —

Poſtillon (treuherzig.) Daß die Pferde dampfen.

Oberſt. Nicht doch! Nein, ſo mein' ichs nicht —

Poſtillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Herweg! Als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberſt. Hole der Teufel dich ſelbſt, du verdammter Trunkenbold. Ich ſage dir ja —

Poſtillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Seyn

Sie ganz ruhig! Fort soll's gehen, daß die Funken hinaus fliegen. (Ab.)

Oberst (ihm nach.) Der Kerl macht mich rasend! Warte doch, höre!

Lormeuil. Beruhigen Sie sich! Ihre Reise soll nicht lange dauern.

Oberst. Ich glaube, die ganze Hölle ist heute losgelassen.

(Geht ab. Der erste Unteroffizier folgt.)

Lormeuil (zum Zweyten.) Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir, weil es Ihnen so befohlen ist — aber ich sage Ihnen vorher, ich werde Ihre Beine nicht schonen! Und wenn Sie sich Rechnung gemacht haben, diese Nacht zu schlafen, so sind Sie garstig betrogen, denn wir werden immer auf den Straßen seyn.

Zweyter Unteroffizier. Nach Ihrem Gefallen, gnädiger Herr — Zwingen Sie sich ganz und gar nicht — Ihr Diener, Herr Champagne!

(Lormeuil und der zweyte Unteroffizier ab.)

Vierter Auftritt.

Champagne. Dann Frau von Mirville.

Champagne. (allein.) Sie sind fort — Glück zu, Champagne! Der Sieg ist unser! Jetzt frisch an's

Werk, daß wir die Heirath noch in dieser Nacht zu Stande bringen — Da kommt die Schwester meines Herrn; ihr kann ich Alles sagen.

Fr. v. Mirville. Ah, bist du der Champagne? Weißt du nicht, wo der Onkel ist?

Champapne. Auf dem Weg nach Straßburg.

Fr. v. Mirville. Wie? Was? Erkläre dich!

Champagne. Recht gern, Ihr Gnaden. Sie wissen vielleicht nicht, daß mein Herr und dieser Lormeuil einen heftigen Zank zusammen gehabt haben.

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegentheil. Sie sind als die besten Freunde geschieden, das weiß ich.

Champagne. Nun, so habe ich's aber nicht gewusst. Und in der Hitze meines Eifers ging ich hin, mir bey der Polizey Hilfe zu suchen. Ich komme her mit zwey Sergeanten, davon der Eine Befehl hat, dem Herrn von Lormeuil an der Seite zu bleiben, der Andere, meinen Herrn nach Straßburg zurück zu bringen. — Nun reitet der Teufel diesen verwünschten Sergeanten, daß er den Onkel für den Neffen nimmt, ihn beynahe mit Gewalt in die Kutsche packt, und fort mit ihm, jagst du nicht, so gilt's nicht, nach Straßburg!

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du schickst meinen Onkel anstatt meines Bruders auf die Reise? Nein, das kann nicht dein Ernst seyn.

Champagne. Um Vergebung, es ist mein voller Ernst — Das Elsaß ist ein scharmantes Land, der

Herr Oberst haben sich noch nicht darin umgesehen, und ich verschaffe Ihnen diese kleine Ergötzlichkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannst noch scherzen? Was macht aber der Herr von Kormenil?

Champagne. Er führt seinen Sergeanten in der Stadt spazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient wohl, daß ich Antheil an ihm nehme.

Champagne. Nun, gnädige Frau! An's Werk! Keine Zeit verloren! Wenn mein Herr seine Cousine nur erst geheirathet hat, so wollen wir den Onkel zurückholen. Ich suche meinen Herrn auf; ich bringe ihn her, und wenn nur Sie uns beystehen, so muß diese Nacht Alles richtig werden.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Dann Frau von Dorsigny. Sophie.

Fr. v. Mirville. Das ist ein verzweifelter Bube; aber er hat seine Sache so gut gemacht, daß ich mich mit ihm verstehen muß — Hier kommt meine Tante; ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorsigny. Ach, liebe Nichte! Hast du deinen Onkel nicht gesehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abſchied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorſigny. Abſchied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er iſt fort.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Dieſen Augenblick.

Fr. v. Dorſigny. Das begreif' ich nicht. Er wollte ja erſt gegen eilf Uhr abfahren. Und wo iſt er denn hin, ſo eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich ſah ihn nicht abreiſen — Champagne erzählte mi'rs.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorſigny (in ſeiner eigenen Uniform und ohne Perücke.) Champagne.

Champagne. Da iſt er, Ihr Gnaden, da iſt er!

Fr. v. Dorſigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie (ihm entgegen.) Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu ſagen, daß er mit ſeinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorſigny. Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie ſchnell ſich die Begebenheiten drängen!

Dorſigny. Seh' ich Sie endlich wieder, beſte Tante! Ich komme voll Unruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorſigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorſigny. Welcher froſtige Empfang?

Fr. v. Dorſigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu ſehen. Aber mein Mann —

Dorſigny. Iſt dem Onkel etwas zugeſtoßen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel iſt heute Abend von einer großen Reiſe zurückgekommen, und in dieſem Augenblick verſchwindet er wieder, ohne daß wir wiſſen, wo er hin iſt.

Dorſigny. Das iſt ja ſonderbar!

Champagne. Es iſt ganz zum Erſtaunen!

Fr. v. Dorſigny. Da iſt ja Champagne! Der kann uns Allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja geſprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das iſt wahr! Mit mir allein hat er geſprochen.

Dorſigny. Nun, ſo ſage nur! Warum verreiste er ſo plötzlich?

Champagne. Warum? Ey, er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorſigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der

einen Mann erfordert — einen Mann — Ich ſage nichts mehr! Aber Sie können ſich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen iſt.

Fr. v. Mirville. Allerdings! Eine ſolche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Euer Gnaden begreifen wohl, daß er ſich da nicht lange mit Abſchiednehmen aufhalten konnte. Champagne, ſagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sankt Petersburg. Der Staat befiehlt, ich muß gehorchen — beym erſten Poſtwechſel ſchreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwiſchen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — ſo weiß ſie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorſigny. Was hör' ich! Mein lieber Onkel ſollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! Er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumſchränkte Vollmacht, ſagte er, Alles zu beendigen, und ich hoffe, bey meiner Zurückkunft unſere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorſigny. Und ſo reiste er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bey ſich, der nach etwas recht Vornehmem ausſah —

Fr. v. Dorſigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wiſſen ſeinen Wunſch. Man muß dahin ſehen, daß er ſie als Mann und Frau findet bey ſeiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung ſcheint mir nicht im geringſten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorſigny. Aber ich trage Bedenken — und will ſeinen erſten Brief noch abwarten.

Champagne. (beyſeite.) Da ſind wir nun ſchön gefördert, daß wir den Onkel nach Petersburg ſchickten.

Dorſigny. Aber, beſte Tante!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar. (tritt zwiſchen Dorſigny und ſeine Tante.) Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Geſellſchaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorſigny. Sieh da, Herr Gaſpar, der Notar unſers Hauſes.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau. Es beliebte Dero Herrn Gemahl, ſich in mein Haus zu verfügen —

Fr. v. Dorſigny. Wie? Mein Mann wäre vor ſeiner Abreiſe noch bey Ihnen geweſen?

Notar. Vor Dero Abreiſe! Was Sie mir ſagen! Sieh, ſieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr ſo eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hauſe erwarten. Dieſes Billet ließen mir Hochdieſelben zurück — Belieben Ihro Gnaden es zu durchleſen. (Reicht der Frau von Dorſigny das Billet.)

Champagne (leiſe zu Dorſigny.) Da iſt der Notar, den Ihr Onkel beſtellt hat.

Dorſigny. Ja, wegen Lormeuil's Heirath.

Champagne. (leiſe.) Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten.

Dorſigny. Stille! Hören wir, was er ſchreibt!

Fr. v. Dorſigny (lieſt.) „Haben Sie die Güte, „mein Herr, Sich noch dieſen Abend in mein Haus zu „bemühen, und den Ehekontrakt mit zu bringen, den „Sie für meine Tochter aufgeſetzt haben. Ich habe „meine Urſachen, dieſe Heirath noch in dieſer Nacht „abzuſchließen — Dorſigny.“

Champagne. Da haben wir's ſchwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es iſt alſo gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen ſchreibt, liebe Mutter, da er dieſem Herrn geſchrieben hat.

Fr. v. Dorſigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaſpar?

Notar. Nun, dieſer Brief wäre deutlich genug, dächt' ich.

Fr. v. Dorſigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! Gebt euch die Hände, weil mein Mann ſelbſt den Notar herſchickt!

Dorſigny. Friſch, Champagne! Einen Tiſch, Feder und Tinte, wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberſt Dorſigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! Der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Führt ihn der Teufel zurück?

Dorſigny. Ja wohl, der Teufel! Dieſer Valcour iſt mein böſer Genius.

Fr. v. Dorſigny. Was ſeh' ich! Mein Mann!

Valcour (den ältern Dorſigny präſentirend.) Wie ſchätz' ich mich glücklich, einen geliebten Neffen in den Schoß ſeiner Familie zurückführen zu können! (wie er den jüngern Dorſigny gewahr wird) Wie Teufel, da biſt du ja — (ſich zum ältern Dorſigny wendend) Und wer ſind Sie denn, mein Herr?

Oberſt. Sein Onkel, mein Herr.

Dorſigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Erkläre du mir selbst! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Ordre ausgefertigt sey, dich nach deiner Garnison zurück zu schicken — Nach unsäglicher Mühe erlange ich, daß sie widerrufen wird — Ich werfe mich aufs Pferd, ich erreiche noch bald genug die Postchaise, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberst. Ihren gehorsamen Diener, fluchend und tobend über einen verwünschten Postknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langsam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irrthum zu reißen; die Postchaise lenkt wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun. — Ich hoffe, Dorsigny, du kannst dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorsigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienste, die du mir geleistet hast! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben hast.

Oberst. Herr von Valcour! Mein Neffe erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen Sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorsigny. Sie waren also nicht unterwegs nach Rußland?

Oberst. Was Teufel sollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorsigny. Nun wegen der wichtigen

Kommiſſion, die das Miniſterium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne ſagten.

Oberſt. Alſo wieder der Champagne, der mich zu dieſem hohen Poſten befördert. Ich bin ihm unendlichen Dank ſchuldig, daß er ſo hoch mit mir hinaus will — Herr Gaſpar, Sie werden zu Hauſe mein Billet gefunden haben; es würde mir lieb ſeyn, wenn der Ehekontrakt noch dieſe Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts iſt leichter, gnädiger Herr! Wir waren eben im Begriff, dieſes Geſchäft auch in Ihrer Abweſenheit vorzunehmen.

Oberſt. Sehr wohl! Man verheirathet ſich zu weilen ohne den Vater; aber wie ohne den Bräutigam, das iſt mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorſigny. Hier iſt der Bräutigam! Unſer lieber Neffe.

Dorſigny. Ja, beſter Onkel! Ich bins.

Oberſt. Mein Neffe iſt ein ganz hübſcher Junge; aber meine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorſigny. Nun, wer ſoll ſie denn ſonſt bekommen?

Oberſt. Wer, fragen Sie? Zum Henker! Der Herr von Lormeuil ſoll ſie bekommen.

Fr. v. Dorſigny. Er iſt alſo nicht todt, der Herr von Lormeuil?

Oberſt. Nicht doch, Madam! Er lebt, er iſt hier. Sehen Sie ſich nur um! Dort kommt er.

Fr. v. Dorſigny. Und wer iſt denn der Herr, der mit ihm iſt?

Oberſt. Das iſt ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat, ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lormeuil (mit ſeinem Unteroffizier, der ſich im Hintergrunde des Zimmers niederſetzt.)

Lormeuil (zum Oberſten.) Sie ſchicken alſo ihren Onkel an Ihrer Statt nach Straßburg? Das wird Ihnen nicht ſo hingehen, mein Herr.

Oberſt. Sieh, ſieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt ſchlagen willſt, Lormeuil, ſo ſchlage dich mit meinem Neffen, und nicht mit mir.

Lormeuil (erkennt ihn.) Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß Sie ſo ſchnell zurückkommen?

Oberſt. Hier, bey dieſem Herrn von Valcour bedanken Sie ſich, der mich aus Freundſchaft für meinen Neffen ſpornſtreichs zurückholte.

Dorſigny. Ich begreife Sie nicht, Herr von Lormeuil! Wir waren ja als die beſten Freunde von einander geſchieden — Haben Sie mir nicht ſelbſt, noch ganz kürzlich, alle Ihre Anſprüche auf die Hand meiner Couſine abgetreten?

Oberſt. Nichts! Nichts! Daraus wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Neffe, Alle zuſammen ſollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzuſetzen.

Lormeuil. Herr von Dorſigny! Mich freut's von Herzen, daß Sie von einer Reiſe zurück ſind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Heirathpläne ſchmieden, Fräulein Sophie wird darum doch Ihren Neffen lieben.

Oberſt. Ich verſtehe nichts von dieſem Allem! Aber ich werde den Lormeuil nicht von Toulon nach Paris geſprengt haben, daß er als ein Junggeſell zurückkehren ſoll.

Dorſigny. Was das betrifft, mein Onkel — ſo lieſſe ſich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Lormeuil keinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Fragen Sie meine Schweſter.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu ſagen.

Lormeuil. Nun, ſo will ich denn reden — Herr von Dorſigny, Ihre Nichte iſt frey; bey der Freundſchaft, davon Sie mir noch heute einen ſo großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bey Ihrer Nichte, daß ſie es übernehmen möge, Ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberſt. Was? Wie? — Ihr ſollt ein Paar

werden — Und dieſer Schelm, der Champagne, ſoll mir für Alle zuſammen bezahlen.

Champagne. Gott ſoll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht ſelbſt zuerſt von der Aehnlichkeit betrogen wurde. — Verzeihen Sie mir die kleine Spazierfahrt, die ich Sie machen ließ! Es geſchah meinem Herrn zum Beſten.

Oberſt (zu beyden Paaren.) Nun, ſo unterzeichnet!

Nachlaß.

Demetrius.

Erſter Aufzug.

Der Reichs-Tag zu Krakau.

Wenn der Vorhang aufgeht, ſieht man die polniſche Reichs-Verſammlung in dem großen Senats-Saale ſitzen. Auf einer drey Stufen hohen Eſtrade, mit rothem Teppich belegt, iſt der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt; zu beyden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen.

Der König ſitzt auf dem Thron; zu ſeiner Rechten und Linken auf der Eſtrade ſtehen die zehn Kronbeamten. Unter der Eſtrade zu beyden Seiten des Theaters ſitzen die Biſchöfe, Palatinen, und Kaſtellane. Dieſen gegen über ſtehen mit unbedecktem Haupt die Landboten in zwey Reihen, Alle bewaffnet. Der Erzbiſchof von Gneſen als der Primas des Reichs ſitzt dem Proſcenium am nächſten; hinter ihm hält ſein Kaplan ein goldnes Kreuz.

Erzbiſchof von Gneſen.

So iſt denn dieſer ſtürmevolle Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände ſcheiden wohlgeſinnt.
Der Adel willigt ein, ſich zu entwaffnen,

Der widerſpenſt'ge Rokoßz, *) ſich zu löſen,
Der König aber gibt ſein heilig Wort,
Abhülf' zu leiſten den gerechten Klagen.

— — — — — — —

Und nun im Innern Fried' iſt, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.

— — — — — — — —

Iſt es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
In Anſpruch nimmt, als Iwans ächter Sohn,
Sich in den Schranken ſtelle, um ſein Recht,
Vor dieſem Seym Walny **) zu erweiſen.

Kaſtellan von Krakau.

Die Ehre forderts und die Billigkeit;
Unziemlich wärs, ihm dies Geſuch zu weigern.

Biſchof von Wermeland.

Die Dokumente ſeines Rechtsanſpruches
Sind eingeſehen, und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten.

Hören muß man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören, heißt, ihn anerkennen.

---

*) Aufſtand des Adels.

**) Reichstag.

Odowalsky.

Ihn

Nicht hören, heißt, ihn ungehört verwerfen.

Erzbischof von Gnesen.

Ist's euch genehm, daß er vernommen werde?
Ich frag' zum Zweyten — und zum Drittenmal.

Krongroßkanzler.

Er stelle sich vor unserm Thron!

Senatoren.

Er rede!

Landboten.

Wir wollen ihn hören.

(Krongroßmarschall gibt dem Thürhüter ein Zeichen mit seinem Stabe, dieser geht hinaus, um zu öffnen.)

Leo Sapieha.

Schreibet nieder, Kanzler!
Ich mache Einspruch gegen dies Verfahren,
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron' zu Moskau.

(Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu, und macht mit bedecktem Haupt drey Verbeugungen, eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten; ihm wird von jedem Theile, dem es gilt, mit einer Neigung des Haupts geantwortet. Alsdann stellt er sich so, daß er einen großen Theil der Versammlung und des Publikums, von

welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit sitze, im Auge behält, und dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet.)

Erzbischof von Gnesen.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn! Wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Versammlung schreckt,
Des Anblicks Majestät die Zung' dir bindet,
So magst du, dir vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwald wählen,
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlecht stünde mirs, vor einem edlen Volk,
Und seinem König, und Senat zu zittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir groß,
Und schreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um so willkommner sind sie mir; ich kann
Vor keiner glänzendern Versammlung reden.

Erzbischof von Gnesen.

— — — — — — Die erlauchte Republik,
Ist wohl geneigt, — — — — — —

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würdge, mächtige
Bischöf' und Palatinen, gnäd'ge Herren
Landboten der erlauchten Republik!

Verwundert, mit nachdenklichem Erſtaunen,
Erblick' ich mich, des Czaaren Iwans Sohn,
Auf dieſem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweyte blutig beyde Reiche,
Und Friede wurde nicht, ſo lang er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel ſo gewendet,
Daß ich, ſein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in ſich ſog, als Flehender
Vor euch erſcheinen, und in Polens Mitte
Mein Recht mir ſuchen muß. Drum eh' ich rede,
Vergeſſet edelmüthig, was geſchehn,
Und daß der Czaar, deß Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gränzen hat gewälzt.
Ich ſtehe vor euch, ein beraubter Fürſt;
Ich ſuche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Bruſt.
Wer aber ſoll gerecht ſeyn auf der Erde,
Wenn es ein großes tapfres Volk nicht iſt,
Das frey in höchſter Machtvollkommenheit
Nur ſich allein braucht Rechenſchaft zu geben,
Und unbeſchränkt — — — — —
Der ſchönen Menſchlichkeit gehorchen kann.

Erzbiſchof von Gneſen.

Ihr gebt Euch für des Czaaren Iwans Sohn.
Nicht wahrlich Euer Anſtand widerſpricht
Noch Eure Rede dieſem ſtolzen Anſpruch.
Doch überzeuget uns, daß Ihr der ſeyd,

Dann hoffet Alles von dem Edelmuth
Der Republik. — Sie hat den Ruſſen nie
Im Feld gefürchtet; Beydes liebt ſie gleich,
Ein edler Feind, und ein gefäll'ger Freund zu ſeyn.

Demetrius.

Iwan Waſilowitſch, der große Czaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in ſeines Reiches langer Dauer.
Die erſte aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanov gab ihm den Feodor,
Der nach ihm herrſchte. Einen einzgen Sohn
Dimitri, die ſpäte Blüthe ſeiner Kraft,
Gebar ihm Marſa aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater ſtarb.
Czaar Feodor, ein Jüngling ſchwacher Kraft
Und blöden Geiſts, ließ ſeinen oberſten
Stallmeiſter walten, Boris Godunov,
Der mit verſchlagner Hofkunſt ihn beherrſchte.
Födor war kinderlos, und keinen Erben
Verſprach der Czaarin unfruchtbarer Schoß.
Als nun der liſtige Bojar, die Gunſt
Des Volks mit Schmeichelkünſten ſich erſchlichen,
Erhub er ſeine Wünſche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur ſtand noch zwiſchen ihm
Und ſeiner ſtolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitſch, der unterm Aug der Mutter
Zu Uglitſch, ihrem Wittwenſitz, heranwuchs.

Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, sandt' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Czaarowitsch zu tödten. — — —
Ein Feu'r ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewalt'ger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug' der Menschen
Und bliebs, als todt beweint' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbischof von Gnesen.

Was Ihr berichtet, ist uns Allen kund.
Erschollen ist der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bey der Feuersbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.
Und weil sein Tod dem Czaar, der jetzo herrscht,
Zum Glück ausschlug, so trug man kein Bedenken,
Ihn anzuklagen dieses schweren Mords.
Doch nicht von seinem Tod ist jetzt die Rede!
Es lebt ja dieser Prinz! Er leb' in Euch,
Behauptet Ihr. Davon gebt uns Beweise.
Wodurch beglaubigt Ihr, daß Ihr der seyd?
An welchen Zeichen soll man Euch erkennen?
Wie bliebt Ihr unentdeckt von dem Verfolger,
Und tretet jetzt, nach sechszehnjähr'ger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius.

Kein Jahr iſts noch, daß ich mich ſelbſt gefunden:
Denn bis dahin lebt' ich mir ſelbſt verborgen,
Nicht ahnend meine fürſtliche Geburt.
Mönch' unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfing zum Selbſtbewuſſtſeyn zu erwachen,
Und mich umgab der ſtrenge Kloſter-Zwang.
Der engen Pfaffenweiſe widerſtand
Der muth'ge Geiſt, und dunkel mächtig in den Adern
Empörte ſich das ritterliche Blut.
Das Mönchgewand warf ich entſchloſſen ab,
Und floh nach Polen, wo der edle Fürſt
Von Sendomir, der holde Freund der Menſchen,
Mich gaſtlich aufnahm in ſein Fürſtenhaus,
Und zu der Waffen edlem Dienſt erzog.

Erzbiſchof von Gneſen.

— — — — Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals ſchon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Czaar Boris zitterte auf ſeinem Thron,
Und ſtellte ſeine Saſſafs an die Grenzen,
Um ſcharf auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Dieſe Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius.

Ich erzähle, was ich weiß.

Ging ein Gerücht umher von meinem Daſeyn,
So hat geſchäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatins
Und unter ſeiner Dienerſchaar verloren,
Lebt' ich der Jugend frölich dunkle Zeit.
— — — — Mit ſtiller Huldigung
Verehrt' ich ſeine reizgeſchmückte Tochter,
Doch damals von der Kühnheit weit entfernt,
Den Wunſch zu ſolchem Glück empor zu wagen.
Den Kaſtellan von Lemberg, ihren Freyer,
Beleidigt meine Leidenſchaft. Er ſetzt
Mich ſtolz zur Rede, und in blinder Wuth
Vergiſſt er ſich ſo weit, nach mir zu ſchlagen.
So ſchwer gereizet greif ich zum Gewehr;
Er, ſinnlos, wüthend, ſtürzt in meinen Degen,
Und fällt durch meine willenloſe Hand.

Meiſchek.

Ja, ſo verhält ſich — — — — —

Demetrius.

Mein Unglück war das höchſte! Ohne Namen,
Ein Ruſſ' und Fremdling, hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hauſe meines gaſtlichen Beſchützers,
Ihm ſeinen Eidam, ſeinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unſchuld, nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgeſindes; nicht die Gunſt

Des edeln Palatinus kann mich retten,
Denn das Gesetz, das nur den Polen gnädig
Doch streng ist allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt, ich sollte sterben;
Schon kniet' ich nieder an den Block des Todes,
Entblößte meinen Hals dem Schwert. —
— In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit kostbarn Edelsteinen sichtbar,
Das in der Tauf' mir umgehangen ward.
Ich hatte, wie es Sitte ist bey uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kindesbeinen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süßen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost
Und drückt' es an den Mund mit frommer Andacht.

(Die Polen geben durch stummes Spiel ihre Theilnehmung zu erkennen)

Das Kleinod wird bemerkt; sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu besinnen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte sichs, daß drey Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czaars entflohn,
Bey meinem Herrn zu Sambor eingesprochen;

Sie ſahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethyſten
Durchſchlungen waren, für daſſelbige,
Was Knäs Weſtislowskoy dem jüngſten Sohn
Des Czaaren bey der Taufe umgehangen.
Sie ſehn mich näher an, und ſehn erſtaunt
Ein ſeltſam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme kürzer bin geboren.
Als ſie mich nun mit Fragen ängſtigten,
Beſann ich mich auf einen kleinen Pſalter,
Den ich auf meiner Flucht mit mir geführt.
In dieſem Pſalter ſtanden griech'ſche Worte
Vom Igumen*) mit eigner Hand hinein
Geſchrieben. Selbſt hatt' ich ſie nie geleſen,
Weil ich der Sprach' nicht kundig bin. Der Pſalter
Wird jetzt herbeygeholt, die Schrift geleſen;
Ihr Inhalt iſt: Daß Bruder Waſili Philaret,
(Dies war mein Kloſternam') des Buchs Beſitzer,
Prinz Dmitri ſey, des Iwans jüngſter Sohn,
Den Andrei, ein redlicher Diak,
In jener Mordnacht heimlich weggeflüchtet;
Urkunden deſſen lägen aufbewahrt
In zweyen Klöſtern, die bezeichnet waren.
Hier ſtürzten die Bojaren mir zu Füßen;
Beſiegt von dieſer Zeugniſſe Gewalt,

*) Abt des Kloſters.

Und grüßten mich als ihres Czaaren Sohn,
Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höhn.

Erzbischof von Gnesen.

— — — — — — —

Demetrius.

Und jetzt fiels auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnerungen belebten sich auf einmal —
Im fernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Mir in der Seele zwey Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseyns.
Ich sah mich fliehn in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme sah ich steigen
In schwarzem Nachtgraun, als ich rückwärts sah.
Ein uralt frühes Denken musst' es seyn;
Denn was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeitenferne;
Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wohl besann ich mich aus spätern Jahren,
Wie der Gefährten Einer mich im Zorn
Den Sohn des Czaars genannt. Ich hielts für Spott,
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dies Alles traf jetzt blitzschnell meinen Geist,
Und vor mir stands mit leuchtender Gewißheit,

Ich ſey des Czaaren todtgeglaubter Sohn.
Es löſten ſich mit dieſem einzigen Wort
Die Räthſel alle meines dunkeln Weſens.
Nicht blos an Zeichen, die betrüglich ſind,
In tiefſter Bruſt, an meines Herzens Schlägen
Fühlt' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's tropfenweis verſprützen,
Als meinem Recht entſagen und der Krone.

Erzbiſchof von Gneſen.

Und, ſollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die ſich durch Zufall bey Euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Flüchtlinge vertraun?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anſtand iſt gewiß nicht eines Lügners;
Doch könntet Ihr ſelbſt der Betrogne ſeyn;
Es iſt dem Menſchenherzen zu verzeihen,
In ſolchem großen Spiel ſich zu betrügen.
Was ſtellt Ihr uns für Bürgen Eures Worts?

Demetrius.

Ich ſtelle funfzig Eydeshelfer auf,
Piaſten alle, freygeborne Polen
Untadelichen Rufs, die Jegliches
Erhärten ſollen, was ich hier behauptet.
Dort ſitzt der edle Fürſt von Sendomir,
Der Kaſtellan von Lublin ihm zur Seite,
Die zeugen mir's, ob ich Wahrheit geredet.

— — — — — — —

Erzbischof von Gnesen.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse vereinter Kraft
Muß sich der Zweifel überwunden geben.
Ein schleichendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, daß Dmitri, Iwans Sohn, noch lebe;
Czaar Boris selbst bestärkts durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung,
Bis auf die Zufalls-Spiele der Natur,
Ganz dem Verschwundnen ähnlich, den man sucht,
Durch edeln Geist des großen Anspruchs werth.
Aus Kloster-Mauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Mönche Zögling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czaarowitsch
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte;
Ein schriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglaubigt seine fürstliche Geburt,
Und kräft'ger noch aus seiner schlichten Rede
Und reinen Stirn spricht uns die Wahrheit an.
Nicht solche Züge borgt sich der Betrug;
Der hüllt sich täuschend ein in große Worte,
Und in der Sprache rednerischen Schmuck.
Nicht länger denn versag' ich ihm den Namen,
Den er mit Fug und Recht in Anspruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erste Stimme.

Erzbiſchof von Lemberg.

Ich ſtimme wie der Primas.

Mehrere Biſchöfe.

Wie der Primas.

Mehrere Palatinen.

Auch ich!

Odowalsky.

Und ich!

Landboten (raſch aufeinander.)

Wir Alle!

Sapieha.

Gnäd'ge Herren!
Bedenkt es wohl! Man übereile nichts!
Ein edler Reichstag laſſe ſich nicht raſch
Hinreißen zu — — — .

Odowalsky.

Hier iſt
Nichts zu bedenken; Alles iſt bedacht.
Unwiderleglich ſprechen die Beweiſe.
Hier iſt nicht Moskau; nicht Deſpotenfurcht
Schnürt hier die freye Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhabnem Haupt.
Ich wills nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krakau auf dem Reichstag ſelbſt der Polen
Der Czaar von Moscau feile Sclaven habe.

Demetrius.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!

Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und wenn ich euch nun der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! ſo duldet nicht,
Daß ſich ein frecher Räuber meines Erbs
Anmaße, und den Scepter länger ſchände,
Der mir, dem ächten Czaarowitſch, gebührt.
— — — — —
Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
Es iſt die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß geſcheh', was Rechtens iſt,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde;
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut ſich Jeder, ſicher ſeines Erbs,
Und über jedem Hauſe, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Cherubswache.
— — — — — —
Gerechtigkeit
Heißt der kunſtreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles ſtürzt und fällt.
— — — — — — — —

(Antworten der Senatoren, die dem Demetrius beyſtimmen.)

Demetrius.

O! ſieh mich an, ruhmreicher Sigismund!
Großmächt'ger König! Greif' in deine Bruſt,
Und ſieh dein eignes Schickſal in dem meinen!

Auch du erfuhrst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamest du zur Welt;
Dein erster Blick fiel auf Gefängnißmauern.
Du brauchtest einen Retter und Befreyer,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du fandest ihn. Großmuth hast du erfahren;
O! übe Großmuth auch an mir! — —
— — — — — — —
Und ihr erhabnen Männer des Senats,
Ehrwürdige Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Kastellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwey lang entzweyte Völker zu versöhnen.
Erwerbet euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moscowitern ihren Czaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbarn Freund.
Und ihr,
Landboten der erlauchten Republik,
Zäumt eure schnellen Rosse! Sitzet auf!
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore;
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern; unermesslich
An Gold und Edelsteinen ist der Schatz
Des Czaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich wills. Wenn ich als Czaar
Einziehe auf dem Kremel, dann, ich schwör's,

TAYLOR INST. OXFORD

Soll ſich der Aermſte unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen ſein Geſchirr bedeken,
Und Silber ſey das ſchlechteſte Metall,
Um ſeiner Pferde Hufe zu beſchlagen.

(Es entſteht eine groſse Bewegung unter den Landboten.)

Korela (Koſacken-Hettmann.)

(Erklärt ſich bereit, ihm ein Heer zuzuführen.)

Odowalsky.

Soll der Koſak uns Ruhm und Beute rauben?

— — — — — — — — — — —

Wir haben Friede mit dem Tartarfürſt
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt ſich unſer tapfrer Muth
Im trägen Frieden; unſre Schwerter roſten.
Auf! laſſt uns fallen in das Land des Czaars
Und einen dankbarn Bundes-Freund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Gröſse mehren.

Viele Landboten.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.

Man beſchlieſse es!
Gleich ſammle man die Stimmen!

Sapieha (ſteht auf.)

Krongroſsmarſchall!
Gebietet Stille! Ich verlang' das Wort.

Eine Menge von Stimmen.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapieha.

Ich verlang' das Wort.

Marschall! thut Euer Amt!

(Großes Getöse in dem Saale, und außerhalb desselben.)

Krongroßmarschall.

Ihr seht, es ist

Vergebens.

Sapieha.

Was? Der Marschall auch bestochen?

Ist keine Freyheit auf dem Reichstag mehr?

Werft Euren Stab hin, und gebietet Schweigen!

Ich fordr' es, ich begehr's und wills.

(Krongroßmarschall wirft seinen Stab in die Mitte des Saals; der Tumult legt sich.)

Was denkt ihr? Was beschließt ihr? Stehn wir nicht

In tiefem Frieden mit dem Czaar zu Moskau?

Ich selbst als euer königlicher Bote

Errichtete den zwanzigjährgen Bund;

Ich habe meine rechte Hand erhoben

Zum feyerlichen Eidschwur auf dem Kremel,

Und redlich hat der Czaar uns Wort gehalten.

Was ist beschworne Treu? Was sind Verträge,

Wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?

Demetrius.

Fürst Leo Sapieha! Ihr habt Frieden

Geschlossen, sagt Ihr, mit dem Czaar zu Moskau?
Das habt Ihr nicht; denn ich bin dieser Czaar.
In mir ist Moskau's Majestät; ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden schließen will mit Rußland,
Mit mir muß es geschehen; eu'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigen errichtet.

Odowalsky.

Was kümmert eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir so gewollt, und heute woll'n wir anders.

Sapieha.

Ist es dahin gekommen? Will sich Niemand
Erheben für das Recht, nun so will ichs.
Zerreißen will ich das Geweb der Arglist;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.
— Ehrwürd'ger Primas! Wie? Bist du im Ernst
So gutmüthig, oder kannst dich so verstellen?
Seyd ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wissen,
Daß ihr ein Spielwerk seyd des list'gen Woywoda
Von Sendomir, der diesen Czaar aufstellte,
Deß ungemessner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau schon verschlingt?
Muß ichs euch sagen, daß bereits der Bund
Geknüpft ist und beschworen zwischen Beyden;
Daß er die jüngste Tochter ihm verlobte?

Und ſoll die edle Republik ſich blind
In die Gefahren eines Krieges ſtürzen,
Um den Woywoden groß, um ſeine Tochter
Zur Czaarinn und zur Königinn zu machen?
Beſtochen hat er Alles und erkauft.
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrſchen;
Ich ſehe ſeine Faktion gewaltig
In dieſem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreytauſend Pferden
Den Reichstag, und ganz Krakau überſchwemmt
Mit ſeinen Lehens-Leuten. Eben jetzt
Erfüllen ſie die Hallen dieſes Hauſes.
Man will die Freyheit unſrer Stimmen zwingen.
Doch keine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
So lang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freyheit meines Worts behaupten.
Wer wohl geſinnt iſt, tritt zu mir herüber.
So lang ich Leben habe, ſoll kein Schluß
Durchgehn, der wider Recht iſt und Vernunft.
Ich hab' mit Moskau Frieden abgeſchloſſen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

(Biſchöfe von Krakau und Wilna ſtehen auf, und gehen jeder an ſeiner Seite hinab, um die Stimmen zu ſammeln.)

Viele.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbiſchof von Gneſen (zu Sapieha.)

Gebt Euch, edler Herr!
Ihr ſeht, daß Euch die Mehrheit widerſtrebt.
Treibts nicht zu einer unglückſel'gen Spaltung!

Krongroßkanzler

(kommt von dem Thron herab, zu Sapieha.)

Der König läſſt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woywod, und den Reichstag nicht zu ſpalten.

Thürhüter (heimlich zu Odowalsky.)

Ihr ſollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau ſteht zu Euch.

Krongroßmarſchall (zu Sapieha.)

Es ſind ſo gute Schlüſſe durchgegangen;
O! gebt Euch! Um des andern Guten willen,
Was man beſchloſſen, fügt Euch in die Mehrheit!

Biſchof von Krakau

(hat auf ſeiner Seite die Stimmen geſammelt.)

Auf dieſer rechten Bank iſt Alles einig.

Sapieha.

Laſſt Alles einig ſeyn. — Ich ſage Nein.
Ich ſage Veto, ich zerreiße den Reichstag.
Man ſchreite nicht weiter! Aufgehoben, null
Iſt Alles, was beſchloſſen ward!

(Allgemeiner Aufſtand, der König ſteigt vom Thron, die Schranken werden eingeſtürzt; es entſteht ein tu-

multuariſches Getöſe. Landboten greifen zu den Säbeln, und zucken ſie links und rechts auf Sapieha. Biſchöfe treten auf beyden Seiten dazwiſchen, und vertheidigen ihn mit ihren Stolen.)

Die Mehrheit?

Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn;
Verſtand iſt ſtets bey Wen'gen nur geweſen.
Bekümmert ſich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freyheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Um Brot und Stiefel ſeine Stimm' verkaufen.
Man ſoll die Stimmen wägen, und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder ſpät,
Wo Mehrheit ſiegt, und Unverſtand entſcheidet.

Odowalsky.

Hört den Verräther! —

Landboten.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken

Erzbiſchof von Gneſen

(reißt ſeinem Kaplan das Kreuz aus der Hand, und tritt dazwiſchen.)

Friede!

Soll Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?
Fürſt Sapieha! Mäßigt Euch!

(Zu den Biſchöfen.)

Bringt ihn

Hinweg! Macht eure Bruſt zu ſeinem Schilde!

Durch jene Seiten-Thür entfernt ihn still,
Daß ihn die Menge nicht in Stücken reiße!

(Sapieha, noch immer mit den Blicken drohend, wird von den Bischöfen mit Gewalt fortgezogen, indem der Erzbischof von Gnesen und von Lemberg die andringenden Landboten von ihm abwehren. Unter heftigem Tumult und Säbelgeklirr leert sich der Saal aus, daß nur Demetrius, Meischek, Odowalsky und der Kosaken-Hettmann zurück bleiben.)

Odowalsky.

Das schlug uns fehl — — — — —
Doch darum soll euch Hülfe nicht entstehen;
Hält auch die Republik mit Moskau Frieden,
Wir führens aus mit unsern eignen Kräften.

Korela.

Wer hätt' auch das gedacht, daß er allein
Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Meischek.

Der König kommt.

König Siegismund, begleitet von dem Krongroßkanzler, Krongroßmarschall und einigen Bischöfen.

König.

Mein Prinz, lasst Euch umarmen!
Die hohe Republik erzeigt euch endlich

Gerechtigkeit; mein Herz hat es schon längst.
Tief rührt mich Euer Schicksal. Wohl muß es
Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.

Vergessen hab' ich Alles, was ich litt;
An Eurer Brust fühl' ich mich neugeboren.

König.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch was ein König
Vermag, der über reichere Vasallen
Gebietet, als er selbst, biet' ich Euch an.
Ihr habt ein böses Schauspiel angesehn.
Denkt drum nicht schlimmer von der Polen Reich,
Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Meischek.

In Sturmes Brausen lenkt der Steuermann
Das Fahrzeug schnell und führts zum sichern Hafen.

König.

Der Reichstag ist zerrissen. Wollt' ich auch,
Ich darf den Frieden mit dem Czaar nicht brechen.
Doch habt Ihr mächt'ge Freunde. Will der Pole
Auf eigene Gefahr sich für Euch waffnen,
Will der Kosak des Krieges Glücksspiel wagen,
Er ist ein freyer Mann, ich kanns nicht wehren.

Meischek.

Der ganze Rokosz steht noch unter Waffen.
Gefällt dir's, Herr, so kann der wilde Strom,

Der gegen deine Hoheit sich empörte,
Unschädlich über Moskau sich ergießen.

König.

Die besten Waffen wird dir Rußland geben;
Dein bester Schirm ist deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobre dir, und du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Einst friedlich den ererbten Thron bestiegen,
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgesinnung widerstrebte.

Marina (tritt auf.)

— — — — — — —

Meischek.

Erhabne Majestät, zu deinen Füßen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter;
Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz; —
Du bist der hohe Schirmvoigt unsers Hauses;
Von deiner königlichen Hand allein
Geziemt es ihr den Gatten zu empfangen.

(Marina kniet vor dem König.)

König.

Wohl, Vetter! Ist es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bey dem Czaar vertreten.

(Zu Demetrius, dem er die Hand der Marina übergibt.)

So führ' ich Euch in dieſem ſchönen Pfande
Des Glückes heitre Göttin zu. — Und mög' es
Mein Aug' erleben, dieſes holde Paar
Sitzen zu ſehen auf dem Thron zu Moskau!

Marina.

Herr! Demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sclavinn bleib' ich, wo ich bin.

König.

Steht auf, Czaaritza! Dieſer Platz iſt nicht
Für Euch, nicht für die czaariſche Verlobte,
Nicht für die Tochter meines erſten Woywods.
Ihr ſeyd die Jüngſte unter euern Schweſtern;
Doch Euer Geiſt fliegt ihrem Glücke vor,
Und nach dem Höchſten ſtrebt Ihr hochgeſinnt.

Demetrius.

Sey Zeuge, großer König, meines Schwurs;
Ich leg' als Fürſt ihn in des Fürſten Hand!
Die Hand des edeln Fräuleins nehm' ich an,
Als ein koſtbares Pfand des Glücks. Ich ſchwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron beſtiegen,
Als meine Braut ſie feſtlich heimzuführen,
Wie's einer großen Königinn geziemt.
Zur Morgengabe ſchenk' ich meiner Braut
Die Fürſtenthümer Pleskow und Groß-Neugart,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freyen Eigenthum auf ew'ge Zeit,

Und dieſe Schenkung will ich ihr als Czaar
Beſtätigen in meiner Hauptſtadt Moskau.
Dem edeln Woywod zahl' ich zum Erſatz
Für ſeine Rüſtung eine Million
Ducaten polniſchen Gepräges. — —
— — — — — — —
So helf' mir Gott und ſeine Heiligen,
Als ich dies treulich ſchwur und halten werde.

König.

Ihr werdet es; Ihr werdet nie vergeſſen,
Was Ihr dem edeln Woywod ſchuldig ſeyd,
Der ſein gewiſſes Glück an Eure Wünſche,
Ein theures Kind an Eure Hoffnung wagt.
So ſeltner Freund iſt köſtlich zu bewahren!
Drum wenn Ihr glücklich ſeyd, vergeſſet nie,
Auf welchen Sproſſen Ihr zum Thron geſtiegen,
Und mit dem Kleide wechſelt nicht das Herz!
Denkt, daß Ihr Euch in Polen ſelbſt gefunden,
Daß Euch dies Land zum Zweytenmal geboren.

Demetrius.

Ich bin erwachſen in der Niedrigkeit;
Das ſchöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Menſch an Menſch mit Wechſelneigung bindet.

König.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freyheit;

Der König selbst, wiewol am Glanz der höchste,
Muß oft des mächt'gen Adels Diener seyn;
Dort herrscht des Vaters heilige Gewalt;
Der Sclave dient mit leidendem Gehorsam.

— — — — — — —

Demetrius.

Die schöne Freyheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sclaven frohe Menschen machen.
Ich will nicht herrschen über Sclaven-Seelen.

König.

Thuts nicht zu rasch, und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drey Lehren!
Befolgt sie treu, wenn Ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt sie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Euer Jugend kann sie nutzen.

Demetrius.

O, lehrt mich Eure Weisheit, großer König!
Ihr seyd geehrt von einem freyen Volke, —
Wie mach' ich's, um dasselbe zu erreichen?

König.

— — — — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch führen fremde Feindeswaffen ein;
Dies erste Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Drum zeiget Euch, als Moskau's wahrer Sohn,
Indem Ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.
Dem Polen haltet Wort und ehret ihn;

Denn Freunde braucht Ihr auf dem neuen Thron,
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch stürzen.
Hochhaltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande
— — — — — — —
Doch was Ihr auch beginnt, — ehrt Eure Mutter,
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius.

O, mein König!

König.

Wohl habt Ihr Ursach, kindlich sie zu ehren.
Verehrt sie — Zwischen Euch und Eurem Volk
Steht sie ein heilig theures Band. — Frey ist
Die Czaargewalt von menschlichen Gesetzen;
Dort ist nichts furchtbares, als die Natur;
Kein bessres Pfand für Eure Menschlichkeit
Hat Euer Volk, als Eure Kindesliebe. —
Ich sage nichts mehr. Manches ist noch übrig,
Eh' Ihr das goldne Widderfell erobert.
Erwartet keinen leichten Sieg! — — —
Czaar Boris herrscht mit Ansehn und mit Kraft;
Mit keinem Weichling geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den stürzt der Wind der Meinung nicht so schnell,
Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen. —
Ich überlass' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweyen Malen durch ein Wunder

Euch aus der Hand des Todes ſchon gerettet;
Es wird ſein Werk vollenden und Euch krönen.

Marina. Odowalsky.

Odowalsky.

Nun, Fräulein, hab ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirſt du meinen Eifer loben?

Marina.

Recht gut, daß wir allein ſind, Odowalsky,
Wir haben wicht'ge Dinge zu beſprechen,
Davon der Prinz nichts wiſſen ſoll. Mag er
Der Götterſtimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an ſich, ſo glaubt ihm auch die Welt.
Laß ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten iſt. —
Wir aber müſſen hell ſehn, müſſen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeiſterung;
Wir müſſen die Beſinnung für ihn haben,
Und haben wir uns des Erfolgs verſichert
Mit kluger Kunſt, ſo wähn' er immerhin,
Daß es aus Himmels Höhn ihm zugefallen.

Odowalsky.

Gebiete, Fräulein! Deinem Dienſte leb' ich.
Bekümmert mich des Moscowiters Sache?
Du biſt es, Deine Größ' und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben ſetzen will.

Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünsche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gunst.
Dich groß zu machen, sey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Andrer dich besitzen;
Mein bist du doch, wenn du mein Werk nur bist.

Marina.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falsch. Ich schau' ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar ists ihm wohl gelegen,
Daß sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt, daß sich
Der Bund des Adels, der ihm furchtbar war,
In diesem fremden Kriegerzug entladet;
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Polen aufzulegen.
Wir stehn allein. Geworfen ist das Loos.
Sorgt er für sich, wir sorgen für das Unsre.

— — — — — —

Du führst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort, und schwören mir,
Mir, hörst du? Es ist eine nöth'ge Vorsicht.

— — — — — — —

Odowalsky.

— — — — — — —

Marina.

Nicht deinen Arm blos will ich, auch dein Auge.

Odowalsky.

Gebiete, sprich, — — — — —

Marina.

Du führst den Czarowitsch.
Bewach' ihn gut! Weich' nie von seiner Seite!
Von jedem Schritt gibst du mir Rechenschaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Mensch ist dankbar. Fühlt er sich als Czaar,
Schnell wird er unsre Fessel von sich werfen.

— — — — — — —

Der Russe hasst den Polen, muß ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.

— — — — — — —

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky, und mehrere Polnische Edelleute.

Opalinsky.

Schaff' Geld, Patronian, und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen dich zu Rußlands Königinn.

Marina.

Der Biſchof von Kaminieck und von Kulm
Schießt Geld auf Pfandſchaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Verſilbert Alles, ſteckts in Pferd und Rüſtung!
Der beſte Kaufmann iſt der Krieg. Er macht
Aus Eiſen Gold. — Was jetzt ihr auch verliert,
In Moskau wird ſichs zehnfach wiederfinden.

Bielsky.

Es ſitzen noch Zweyhundert in der Trinkſtub;
Wenn du dich zeigſt und einen Becher leerſt
Mit ihnen, ſind ſie dein, — ich kenne ſie.

Marina.

Erwarte mich! Du ſollſt mich hingeleiten.

Opalinsky.

— — — — — —

Gewiß, du biſt zur Königinn geboren.

Marina.

So iſts. Drum muſſt' ichs werden. —

Bielsky.

Ja, beſteige
Du ſelbſt den weißen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweyte Banda, führe du
Zum ſichern Siege deine muth'gen Scharen.

Marina.

Mein Geiſt führt euch. Der Krieg iſt nicht für Weiber.
In Kiow iſt der Sammelplatz. Dort wird

Mein Vater aufziehn mit dreytausend Pferden.
Mein Schwager gibt zweytausend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfs-Heer von Kosaken.
Schwört ihr mir Treue?

Alle.

Ja! wir schwören. (Ziehn die Säbel.)

Einige. Andere.

Vivat Marina! Russiæ regina!

(Marina zerreißt ihren Schleyer, und vertheilt ihn unter die Edelleute. Alle gehen ab, außer Marina.)

Meischek. Marina.

Marina.

Warum so ernst, mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt;
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

Meischek.

Das eben, meine Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegsrüstung
Erschöpft sich deines Vaters ganze Kraft.
Wohl hab' ich Grund, es ernstlich zu bedenken;
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.
— — — — — —

Marina.

— — — — — —

Meiſchek.

Gefährlich Mädchen, wozu haſt du mich
Gebracht! Was bin ich für ein ſchwacher Vater,
Daß ich nicht deinem Dringen widerſtand.
Ich bin der reichſte Woywoda des Reichs,
Der erſte nach dem König. — Hätten wir
Uns damit nicht beſcheiden, unſres Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
Du ſtrebteſt höher — nicht das mäß'ge Loos
Genügte dir, das deinen Schweſtern ward.
Erreichen wollteſt du das höchſte Ziel
Der Sterblichen, und eine Krone tragen.
Ich allzu ſchwacher Vater möchte gern
Auf dich mein Liebſtes, alles Höchſte häufen;
Ich laſſe mich bethören durch dein Flehen,
Und an den Zufall wag' ich das Gewiſſe!

Marina.

Wie? — Theurer Vater, reu't dich deine Güte?
Wer kann mit dem Geringern ſich beſcheiden,
Wenn ihm das Höchſte überm Haupte ſchwebt?

Meiſchek.

Doch tragen deine Schweſtern keine Kronen,
Und ſind beglückt — — — —
— — — — — — —

Marina. — —

Was für ein Glück iſt das, wenn ich vom Hauſe
Des Woywods, meines Vaters, in das Haus

Des Palatinus, meines Gatten, ziehe?
Was wächst mir Neues zu aus dieſem Tauſch?
Und kann ich mich des nächſten Tages freun,
Wenn er mir mehr nicht, als der heut'ge bringt?
O! unſchmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Daſſelbigkeit des Daſeyns!
Lohnt ſichs der Müh', zu hoffen und zu ſtreben?
Die Liebe oder Größe muß es ſeyn,
Sonſt alles Andre iſt mir gleich gemein.

Meiſchek.

— — — — —

Marina.

Erheitre deine Stirn, mein theurer Vater!
Laſſt uns der Fluth vertrauen, die uns trägt!
Nicht an die Opfer denke, die du bringeſt,
Denk an den Preis, an das erreichte Ziel —
Wenn du dein Mädchen ſitzen ſehen wirſt,
Im Schmuck der Czaarinn auf dem Thron zu Moskau,
Wenn deine Enkel dieſe Welt beherrſchen!

Meiſchek.

Ich denke nichts, ich ſehe nichts als dich,
Mein Mädchen, dich im Glanz der Königs-Krone.
Du forderſt es; ich kann dir nichts verſagen.

Marina.

Noch eine Bitte, lieber, beſter Vater,
Gewähre mir!

Meischek.

Was wünscheſt du, mein Kind?

Marina.

Soll ich zu Sambor eingeſchloſſen bleiben
Mit der unbänd'gen Sehnſucht in der Bruſt?
Jenſeits des Dniepers wird mein Loos geworfen —
Endloſe Räume trennen mich davon. —
Kann ich das tragen? O! der ungeduld'ge Geiſt
Wird auf der Folter der Erwartung liegen,
Und dieſes Raumes ungeheure Länge
Mit Angſt ausmeſſen und mit Herzensſchlägen.

Meischek.

Was willſt du? Was verlangſt du? — —

Marina.

Laß mich in Kiow des Erfolges harren;
Dort ſchöpf' ich jedes Neue an der Quelle.
Dort an der Gränzmark beyder Reiche, — —
— — — — — —

Meischek.

Dein Geiſt ſtrebt furchtbar. Mäß'ge dich, mein Kind.

Marina.

Ja, du vergönnſt mirs, ja, du führſt mich hin.

Meischek.

Du führſt mich hin. Muß ich nicht, was du willſt?

Marina.

Herzvater, wenn ich Czaarinn bin zu Moskau,

Sieh dann muß Kiow unſre Gränze ſeyn.
Kiow muß mein ſeyn, und du ſollſts regieren.

Meiſchek.

Mädchen, du träumſt! Schon iſt das große Moskau
Zu eng für deinen Geiſt; du willſt ſchon Land
Auf Koſten deines Vaterlandes — —

Marina.

Kiow
Gehörte nicht zu unſerm Vaterlande.
Dort herrſchten der Waräger alte Fürſten;
Ich hab' die alten Chroniken wohl inne, —
Vom Reich der Ruſſen iſt es abgeriſſen;
Zur alten Krone bring' ich es zurück.

Meiſchek.

Still! Still! das darf der Woywoda nicht hören!

(Man hört Trompeten.)

Sie brechen auf — — —

Zweyter Aufzug.

Erste Scene.

(Ansicht eines griechischen Klosters in einer öden Wintergegend am See Belosero. Ein Zug von Nonnen in schwarzen Kleidern und Schleyern geht hinten über die Bühne. Marfa in einem weissen Schleyer steht von den übrigen abgesondert an einen Grabstein gelehnt. Olga tritt aus dem Zuge heraus, bleibt einen Augenblick stehen, sie zu betrachten, und tritt alsdann näher.)

Olga.

Treibt dich das Herz nicht auch heraus mit uns
Ins Freye der erwachenden Natur?
Die Sonne kommt, es weicht die lange Nacht,
Das Eis der Ströme bricht, der Schlitten wird
Zum Nachen und die Wandervögel ziehn.
Geöffnet ist die Welt, uns Alle lockt
Die neue Lust aus enger Klosters-Zelle
Ins offne Heitre der verjüngten Flur.

Und du nur willst, versenkt in ew'gen Schmerz,
Die allgemeine Fröhlichkeit nicht theilen?

Marfa.

Laß mich allein, und folge deinen Schwestern!
Ergehe sich in Lust, wer hoffen kann.
Mir kann das Jahr, das alle Welt verjüngt,
Nichts bringen; mir ist Alles ein Vergangnes,
Liegt Alles als gewesen hinter mir.

Olga.

Beweinst du ewig deinen Sohn und trauerst
Um die verlorne Herrlichkeit? Die Zeit,
Die Balsam gießt in jede Herzens-Wunde,
Verliert sie ihre Macht an dir allein?
Du warst die Czaarinn dieses großen Reichs,
Warst Mutter eines blüh'nden Sohns; er wurde
Durch ein entsetzlich Schicksal dir geraubt;
Ins öde Kloster sahst du dich verstoßen,
Hier an den Grenzen der belebten Welt.
Doch sechszehnmal seit jenem Schreckenstage
Hat sich das Angesicht der Welt verjüngt.
Nur deines seh' ich ewig unverändert,
Ein Bild des Grabs, wenn Alles um dich lebt.
Du gleichst der unbeweglichen Gestalt,
Wie sie der Künstler in den Stein geprägt,
Um ewig fort dasselbe zu bedeuten.

Marfa.

Ja, hingestellt hat mich die Zeit

Zum Denkmal meines schrecklichen Geschicks!
Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergessen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Heilung annimmt von der Zeit,
Ersatz fürs Unersetzliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wandrer geht,
Ihn immer, unermesslich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schließt mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O! sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von fern her von bewohnten Gränzen;
Er bringt uns Botschaft aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Straßen wieder frey;
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen.

(Nonnen kommen zurück mit einem Fischerknaben.)

Xenia. Helena.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringst.

Alexia.

Was draußen lebt im Seculum, erzähle.

Fischer.

Lasst mich zum Worte kommen, heil'ge Frauen!

Xenia.

Ists Krieg? — Ists Friede?

Alexia.

Wer regiert die Welt?

Fischer.

Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erstarrt.

Olga.

Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?

Fischer.

Es ist ein engelländisch Handelsschiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

Alexia.

Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!

Xenia.

So ist die Welt doch nirgends zu verschließen!

Fischer.

Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.

Alexia.

O, sprich, erzähle!

Olga.

Sage, was geschehn.

Fiſcher.

Erſtaunliches erlebt man in der Welt;
Die Todten ſtehen auf, Verſtorbne leben.

Olga.

Erklär' dich, ſprich!

Fiſcher.

Prinz Dmitri, Iwans Sohn,
Den wir als todt beweinen ſechszehn Jahr',
Er lebt, und iſt in Polen aufgeſtanden.

Olga.

Prinz Dmitri lebt!

Marfa (auffahrend.)

Mein Sohn!

Olga.

O! faſſe dich! O! halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

Alexia.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Uglitſch und im Feuer umgekommen?

Fiſcher.

Er iſt entkommen aus der Feuersnoth;
In einem Kloſter hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis ſeine Zeit kam, ſich zu offenbaren.

Olga (zur Marfa.)

Du zitterſt, Fürſtinn, du verbleichſt?

Marfa.

Ich weiß,
Daß es ein Wahn iſt, — doch ſo wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Buſen wankt.

Olga.

Warum wär' es ein Wahn? O! Hör' ihn! Hör' ihn!
Wie könnte ſolch Gerücht ſich ohne Grund
Verbreiten?

Fiſcher.

Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Litthauer, der Polen.
Der große Fürſt erbebt in ſeiner Hauptſtadt!

(Marfa an allen Gliedern zitternd muß ſich an Olga und Alexia lehnen.)

Xenia.

O rede! Sage Alles! Sage, was du weißt.

Alexia.

Sag an, wo du das Neue aufgerafft?

Fiſcher.

Ich aufgerafft? Ein Brief iſt ausgegangen
Vom Czaar in alle Lande ſeiner Herrſchaft;
Den hat uns der Poſadnik*) unſrer Stadt
Verleſen in verſammelter Gemeinde.
Darinnen ſteht, daß man uns täuſchen will,

*) Richter, Schultheiß.

Und daß wir den Betrug nicht ſollen glauben!
Drum eben glauben wirs; denn wärs nicht wahr,
Der große Fürſt verachtete die Lüge.

Marfa.

Iſt dies die Faſſung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz ſo ſehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innerſten erſchüttert?
Schon ſechszehn Jahr' bewein' ich meinen Sohn,
Und glaubte nun auf Einmal, daß er lebe?

Olga.

Du haſt ihn ſechszehn Jahr' als todt beweint,
Doch ſeine Aſche haſt du nie geſehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorſicht über dem Geſchick
Der Völker und der Fürſten Haupt. — O öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr, als du begreifſt,
Geſchieht — wer kann der Allmacht Gränzen ſetzen?

Marfa.

Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeſchieden war?
— — — — — —
Nicht bey den Todten wohnte meine Hoffnung.
O! ſagt mir nichts mehr! Laſſt mein Herz ſich nicht
An dieſes Trugbild hängen! Laſſt mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweytenmal verlieren!
O! meine Ruh iſt hin, hin iſt mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach! und kanns

Nun ewig nicht mehr aus der Seele löſchen!
Weh mir! Erſt jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bey den Todten,
Ob bey den Lebenden ihn ſuchen ſoll.
Endloſem Zweifel bin ich hingegeben!
(Man hört eine Glocke, Schweſter Pförtnerinn kommt.)

Olga.

Was ruft die Glocke? Schweſter Pförtnerinn?

Pförtnerinn.

Der Erzbiſchof ſteht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Czaar, und will Gehör.

Olga.

Es ſteht der Erzbiſchof vor unſern Pforten!
Was führt ihn Außerordentliches her? —

Xenia.

Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!

(Sie gehen nach der Pforte, indem tritt der Erzbiſchof ein, ſie laſſen ſich Alle vor ihm auf ein Knie nieder, er macht das griechiſche Kreuz über ſie.)

Hiob.

Den Kuß des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geiſts,
Der ausgeht von dem Vater!

Olga.

Herr! Wir küſſen
In Demuth deine väterliche Hand!
— — — — Gebiete deinen Töchtern!

Hiob.

An Schweſter Marſa lautet meine Sendung.

Olga.

Hier ſteht ſie und erwartet dein Gebot.

(Alle Nonnen entfernen ſich.)

Hiob und Marſa.

Hiob.

Der große Fürſt iſts, der mich an dich ſendet,
Auf ſeinem fernen Throne denkt er dein,
Denn wie die Sonn' mit ihrem Flammenaug'
Licht durch die Welt und Fülle rings verbreitet,
So iſt das Aug des Herrſchers überall;
Bis an die fernſten Enden ſeines Reichs
Wacht ſeine Sorge, ſpäht ſein Blick umher.

Marſa.

Wie weit ſein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

Hiob.

Er kennt den hohen Geiſt, der dich beſeelt;
Drum theilt er zürnend die Beleidigung,
Die ein Verwegner dir zu bieten wagt.

Marſa.

— — — — — —

Hiob.

Vernimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der ſein Gelübd' als Mönch

Ruchlos abſchwörend ſeinen Gott verläugnet,
Mißbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den dir der Tod geraubt im Kindes-Alter.
Der dreiſte Gaukler rühmt ſich deines Bluts,
Und gibt ſich für des Czaaren Iwans Sohn;
Ein Woywod bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Afterkönig, den er ſelbſt erſchaffen
Mit Heereskraft in unſre Gränzen ein;
Das treue Herz der Reußen führt er irre,
Und reizt ſie auf zu Abfall und Verrath.
— — — — — Mich ſchickt
Der Czaar zu dir in väterlicher Meinung.
— Du ehrſt die Manen deines Sohns; du wirſt
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe ſeinen Namen ſtiehlt,
Und ſich verwegen drängt in ſeine Rechte.
Erklären wirſt du laut vor aller Welt,
Daß du ihn nicht für deinen Sohn erkennſt.
Du wirſt nicht fremdes Baſtartblut ernähren
An deinem Herzen, das ſo edel ſchlägt;
Du wirſt, der Czaar erwartet es von dir,
Der ſchändlichen Erfindung widerſprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den ſie verdient.

Marfa

(hat während dieſer Rede die heftigſten Bewegungen bekämpft.)

Was hör' ich, Erzbiſchof! Iſts möglich? — O! Sagt an!

Durch welcher Zeichen und Beweiſe Kraft
Beglaubigt ſich der kecke Abenteurer,
Als Iwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Hiob.

Durch eine flücht'ge Aehnlichkeit mit Iwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verſchaffte,
Und durch ein köſtlich Kleinod, das er zeigt,
Täuſcht er die Menge, die ſich gern betrügt.

Marfa.

Was für ein Kleinod? O! Das ſagt mir an!

Hiob.

Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäß Iwan Meſtislowskoy,
So ſagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.

Was ſagt Ihr? — Dieſes Kleinod weiſt er auf?
(mit gezwungener Faſſung.)
— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.

Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Mord entriſſen und dem Feuerbrand,
Und nach Smolenskow heimlich weggeführt.

Marfa.

Wo aber hielt er ſich — wo gibt er vor,
Daß er bis dieſe Stunde ſich verborgen?

Hiob.

Im Kloſter Tſchudow ſey er aufgewachſen,

Sich ſelber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen ſich geflüchtet,
Wo er dem Fürſt von Sendomir gedient,
Bis ihm ein Zufall ſeinen Stand entdeckt!

Marfa.

Mit ſolcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Glut und Blut an ſeine Sache wagen?

Hiob.

O, Czaarinn! Falſches Herzens iſt der Pole,
Und neidiſch ſieht er unſres Landes Flor.
Ihm iſt ein jeder Vorwand ſehr willkommen,
Den Krieg in unſern Gränzen anzuzünden!

Marfa.

Doch gäb' es ſelbſt in Moskau gläub'ge Seelen,
Die dieſes Werk des Trugs ſo leicht berückt?

Hiob.

Der Völker Herz iſt wankelmüthig, Fürſtinn!
Sie lieben die Veränderung; ſie glauben
Durch eine neue Herrſchaft zu gewinnen.
Der Lüge kecke Zuverſicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunſt und Glauben.
Drum wünſcht der Czaar, daß du den Wahn des
Volks
Zerſtreuſt, wie du allein vermagſt. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger iſt vernichtet,
Der ſich verwegen lügt zu deinem Sohn.
Mich freuts, dich ſo bewegt zu ſehen. Dich

Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marfa.

Und wo, — das sagt mir, — wo verweilt er jetzt,
Der sich für unsern Sohn zu geben wagt?

Hiob.

Schon rückt er gegen Tschernikow heran;
Von Kiow, hört man, sey er aufgebrochen;
Ihm folgt der Polen leicht berittne Schaar,
Sammt einem Heerzug doniſcher Koſaken.

Marfa.

O! Höchſte Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!
Daß du mir endlich Rettung, Rache ſendeſt.

Hiob.

Was iſt dir, Marfa? — Wie verſteh' ich das?

Marfa.

O! Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!
Ihr Engel alle, ſchwebt um ſeine Fahnen!

Hiob.

Iſt's möglich? — Wie? Dich konnte der Betrüger, —

Marfa.

Er iſt mein Sohn. An dieſen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaaren Furcht
Erkenn ich ihn. Er iſt's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Erzittre!
Es lebt ein Sprößling noch von Ruriks Stamm;

Der wahre Czaar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt, und fordert Rechnung von dem Seinen.

Hiob.

Wahnsinnige! Bedenkst du, was du sagst?

Marfa.

Erschienen endlich ist der Tag der Rache,
Der Wiederherstellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unschuld an das Licht.
Der stolze Godunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O meine heißen Wünsche sind erfüllt!

Hiob.

Kann dich der Haß zu solchem Grad verblenden?

Marfa.

Kann deinen Czaar der Schrecken so verblenden,
Daß er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermesslich schwer Beleidigten?
— — — — —
Ich soll den Sohn verläugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ihm, meines Hauses Mörder, zu gefallen,
Der über mich unsäglich Weh gehäuft,
Die Rettung von mir stoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich sendet.

Hiob.

— — — — — —

Marfa.

Nein, du entrinnst mir nicht. Du sollst mich hören.
Ich habe dich, ich lasse dich nicht los.
O! Endlich kann ich meine Brust entladen,
Ausschäumen endlich gegen meinen Feind
Der tiefsten Seele lang verhaltnen Groll!
— — — — Wer wars, der mich
In diese Gruft der Lebenden verstieß,
Mit allen frischen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Brust?
Wer riß den theuern Sohn mir von der Seite,
Und sandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O! keine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgestirnten Nächte
Mit ungestillter Sehnsucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich seh den Mächtigen in meiner Macht.

Hiob.

Du glaubst, es fürchte dich der Czaar, —

Marfa.

Er ist
In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann sein Geschick entscheiden! —
Das ist's, warum dein Herrscher mich beschickte!
Das ganze Volk der Reußen und der Polen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Czarowitzsch

Für meinen Sohn und Iwans anerkenne,
So huldigt Alles ihm; das Reich iſt ſein.
Verläugn' ich ihn, ſo iſt er ganz verloren.
Denn wer wird glauben, daß die wahre Mutter,
Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,
Verläugnen könnte ihres Herzens Sohn,
Mit ihres Hauſes Mörder einverſtanden?
Ein Wort nur koſtets mich, und alle Welt
Verläſſt ihn als Betrüger. — Iſts nicht ſo?
Dies Wort will man von mir. — Den großen Dienſt,
Geſtehs, kann ich dem Godunow erzeigen!

Hiob.

Dem ganzen Vaterland erzeigſt du ihn;
Aus ſchwerer Kriegsnoth retteſt du das Reich,
Wenn du der Wahrheit Ehre gibſt. Du ſelbſt,
Du zweifelſt nicht an deines Sohnes Tod,
Und könnteſt zeugen, wider dein Gewiſſen?

Marfa.

Ich hab' um ihn getrauert ſechszehn Jahr,
Doch ſeine Aſche ſah' ich nie. Ich glaubte
Der allgemeinen Stimme ſeinen Tod
Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme
Und meiner Hoffnung glaub ich jetzt ſein Leben.
Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel
Der höchſten Allmacht Gränzen ſetzen wollen.
Doch wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,
Er ſoll der Sohn doch meiner Rache ſeyn.

Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,
Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob.

Unglückliche! Dem Starken trotzest du?
Vor seinem Arme bist du nicht geborgen
Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann
Im Grab ersticken oder Kerkers Nacht,
Daß sie nicht mächtig durch die Welt erschalle,
Das kann er; doch mich reden lassen, was
Ich nicht will, das vermag er nicht; — auch nicht
Durch deine List, — den Zweck hat er verloren!

Hiob.

Ist dies dein letztes Wort? Besinn' dich wohl!
Bring' ich dem Czaar nicht besseren Bescheid?

Marfa.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,
Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob.

Genug! — Du willst entschlossen dein Verderben,
Du hältst dich an ein schwaches Rohr, das bricht;
Du wirst mit ihm zu Grunde gehen. —

Marfa (allein.)

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.

Die wilden Stämme ſelbſt der freyen Wüſte
waffnen ſich für ihn; der ſtolze Pole,
Der Palatinus, wagt die edle Tochter
An ſeiner guten Sache reines Gold,
Und ich allein verwärf' ihn, ſeine Mutter?
Und mich allein durchſchauerte der Sturm
Der Freude nicht, der ſchwindelnd alle Herzen
Ergreift, und in Erſchüttrung bringt die Erde?
Er iſt mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich wills.
Ich faſſe mit lebendigem Vertrauen
Die Rettung an, die mir der Himmel ſendet!
Er iſts, er zieht mit Heereskraft heran,
Mich zu befreyen, meine Schmach zu rächen!
Hört ſeine Trommeln! Seine Kriegstrommeten!
Ihr Völker, kommt vom Morgen und Mittag
Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!
In allen Zungen, allen Trachten kommt!
Zäumet das Roß, das Rennthier, das Kameel!
Wie Meereswogen ſtrömet zahllos her,
Und dränget euch zu eures Königs Fahnen! —
O! Warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beſchränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreiſt, ſey du die Botinn meiner Wünſche!
Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die ſchnell die weitſte Wanderung vollendet,
O! trag' ihm meine glüh'nde Sehnſucht zu!

Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehn;
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ichs zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send' ich dirs entgegen.

Zweyte Scene.

(Eine Anhöhe, mit Bäumen umgeben. Eine weite und lachende Ferne öffnet sich; man sieht einen schönen Strom durch die Landschaft ausgegossen, die von dem jungen Grün der Saaten belebt ist. Näher und ferner sieht man die Thurmspitzen einiger Städte leuchten. Trommeln und Kriegsmusik hinter der Scene. Odowalsky und andere Offiziere treten auf; gleich darauf Demetrius.

Odowalsky.

Lasst die Armee am Wald hinunter ziehn,
Indeß wir uns hier umschaun auf der Höhe.

(Einige gehen. Demetrius tritt auf.)

Demetrius (zurückfahrend.)

Ha! Welch ein Anblick!

Odowalsky.

Herr! Du siehst dein Reich
Vor dir geöffnet. — Das ist russisch Land.

Razin.

Hier diese Säule trägt schon Moskaus Wappen;
Hier hört der Polen Herrschgebiete auf.

Demetrius.

Iſt das der Dnieper, der den ſtillen Strom
Durch dieſe Auen gießt?

Odowalsky.

Das iſt die Desna.
Dort heben ſich die Thürme Tſchernigows.

Razin.

Was dort am fernen Himmel glänzt, das ſind
Die Kuppeln von Sewerisch Novogrod.

Demetrius.

Welch heitrer Anblick! Welche ſchöne Auen!

Odowalsky.

Der Lenz hat ſie mit ſeinem Schmuck bedeckt;
Denn Fülle Korns erzeugt der üpp'ge Boden.

Demetrius.

Der Blick ſchweift hin im Unermeſſlichen.

Razin.

Doch iſts ein kleiner Anfang nur, o Herr!
Des großen Ruſſenreichs. Denn unabſehbar
Streckt es der Morgen-Sonne ſich entgegen,
Und keine Gränzen hat es nach dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungkraft der Erde.

— — — — —

Razin.

Sieh, unſer Czaar iſt ganz nachdenkend worden.

Demetrius.

Auf dieſen ſchönen Au'n wohnt noch der Friede,

Und mit des Krieges furchtbarem Geräth
Erſchein' ich jetzt, ſie feindlich zu verheeren!

Odowalsky.

Dergleichen, Herr! bedenkt man hinterdrein.

Demetrius.

Du fühlſt als Pohle, ich bin Moskau's Sohn,
Es iſt das Land, das mir das Leben gab.
Vergib mir, theurer Boden, heim'ſche Erde,
Du heiliger Gränzpfeiler, den ich faſſe,
Auf den mein Vater ſeinen Adler grub,
Daß ich, dein Sohn, mit fremden Feindes Waffen
In deines Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erb' zurück zu fordern komm' ich her,
Und den geraubten èdeln Vaternamen.
Hier herrſchten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih', ſeit dreyßig Menſchen-Altern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Mord
Entriſſen durch ein göttliches Verhängniß.
— — — — —

Dritte Scene.

(Ein ruſſiſches Dorf. Freyer Platz vor der Kirche. Man hört die Sturmglocke. Gleb, Ilia und Timoſka eilen mit Aexten bewaffnet auf die Scene.)

Gleb (aus dem Hauſe kommend.)

Was rennt das Volk?

Ilia (aus einem andern Hauſe kommend.)

Wer zog die Feuerglocke? —

Timoska.

Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath!

(Oleg und Igor mit vielen andern Landleuten, Weibern und Kindern, welche Gepäcke tragen.)

Gleb.

Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?

Igor.

Flieht, flieht, der Pohle iſt ins Land gefallen
Bey Moromeſk, und mordet, was er findet.

Oleg.

Flieht, flieht ins innre Land, in feſte Städte!
Wir haben unſre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und flichn
Landeinwärts zu dem Heer des Czaaren.

Timoska.

Da kommt ein neuer Trupp von Flüchtigen.

(Iwanska und Petruſchka mit bewaffneten Landleuten treten an der entgegengeſetzten Seite auf.)

Iwanska.

Es leb' der Czaar! Der große Fürſt Dimitri!

Gleb.

Wie? Was iſt das?

Ilia.

Wo wollt ihr hin?

Timoska.

Wer seyd ihr?

Petruschka.

Wer treu ist unserm Fürstenstamm, kommt mit!

Timoska.

Was ist denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts von den Pohlen sich zu retten;
Und ihr wollt hin, wo diese hergeflohn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

Petruschka.

Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb' des Landes.

Es tritt der Posadnik (Dorfrichter) auf, um ein Manifest des Demetrius abzulesen. Schwanken der Einwohner des Dorfs zwischen beyden Parteyen. Die Bäuerinnen werden zuerst für Demetrius gewonnen, und geben den Ausschlag.

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action geschlagen, aber die Armee des Czaaren Boris siegt gewissermaßen wider ihren Willen, und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will sich

tödten, und wird mit Mühe von Konla und Odowalsky daran verhindert. Uebermuth der Koſaken ſelbſt gegen Demetrius.

Lager der Armee des Czaaren Boris. Er ſelbſt iſt abweſend, und dies ſchadet ſeiner Sache, weil er gefürchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee iſt ſtark, aber unzuverläſſig. Die Anführer ſind uneinig, und neigen ſich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verſchiednen Bewegunggründen. Einer von ihnen, Soltikow, erklärt ſich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang iſt von den wichtigſten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er ſich als abſoluter Herrſcher und hat treue Diener um ſich; aber er iſt ſchon erbittert durch ſchlimme Nachrichten. Furcht vor einem Aufſtand in Moskau hält ihn ab zur Armee zu gehen. Auch ſchämt er ſich als Czaar in Perſon gegen den Betrüger zu fechten. Scene zwiſchen ihm und dem Erzbiſchof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Landvolks und der Provinzial-Städte, von der Unthätigkeit und Meuterey der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius Vordringen.

Romanow, den er schwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dies erregt neue Besorgnisse. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Bojaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und Axinia. Der Czaar erscheint rührend als Vater, und im Gespräch mit der Tochter schließt sich sein Innerstes auf.

Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geleistet; dem Lande gegenüber ist er ein schätzbarer Fürst, und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Angelegenheiten seiner Person gegen Einzelne ist er argwöhnisch, rachsüchtig und grausam. Sein Geist erhebt ihn, wie sein Rang, über Alles, was ihn umgibt. Der lange Besitz der höchsten Gewalt, die gewohnte Beherrschung der Menschen und die despotische Form der Regierung haben seinen Stolz so genährt, daß es ihm unmöglich ist, seine Größe zu überleben. Er sieht klar, was ihm bevorsteht; aber noch ist er Czaar, und nicht erniedrigt, wenn er zu sterben beschließt.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in seiner jetzigen Stimmung erscheinen ihm Dinge als bedeutend, die er sonst verachtet hatte. Ein besonderer Umstand,

worin er eine Stimme des Schicksals findet, wird für ihn entscheidend.

Kurz vor seinem Tode ändert er seine Natur, wird sanfter auch gegen die Unglücksboten, und schämt sich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er lässt sich das Schlimmste erzählen, und beschenkt sogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entscheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelassenheit und Resignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleidern wieder auf, und entfernt seine Tochter von seinem letzten Augenblicke. In einem Kloster soll sie Schutz vor Beleidigungen suchen; sein Sohn Feodor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einsames Zimmer, um in der Stille zu sterben.

Allgemeine Verwirrung bey der Nachricht vom Tode des Czaaren. Die Bojaren bilden einen Reichsrath und herrschen im Kremel. Romanow (nachheriger Czaar und Stammvater des jetztregierenden Hauses) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Brust des Czaaren seinem Sohn Feodor den Eid der Treue, und nöthigt die Bojaren, seinem Beyspiel zu folgen. Rache und Ehrsucht sind fern vor seiner Seele;

er folgt blos dem Rechte. Arinien liebt er ohne Hoffnung, und wird, ohne es zu wiſſen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um dieſe für den jungen Czaar zu gewinnen. Aufruhr in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Bojaren aus ihren Häuſern, bemächtigt ſich des Feodor und der Arinia, ſetzt ſie gefangen, und ſchickt Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee iſt ſein; man bringt ihm die Schlüſſel vieler Städte. Moskau allein ſcheint noch zu widerſtehen. Er iſt mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Rührung bey der Nachricht vom Tode des Boris, begnadigt einen entdeckten Anſchlag gegen ſein Leben, verſchmäht die knechtiſchen Ehrenbezeugungen der Ruſſen, und will ſie abſchaffen. Die Pohlen dagegen, von denen er umgeben iſt, ſind rauh, und behandeln die Ruſſen mit Verachtung. Demetrius verlangt noch eine Zuſammenkunft mit ſeiner Mutter, und ſendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Ruſſen, die ſich in Tula zum Demetrius drängen, erſcheint ein Mann, den Demetrius ſogleich erkennt; er freut ſich höchlich ihn wieder zu ſehen. Er entfernt alle Andere, und ſobald er mit dieſem Manne allein iſt, dankt er ihm mit

vollem Herzen, als seinem Retter und Wohlthäter. Jener gibt zu verstehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er selbst wisse. Demetrius dringt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des ächten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Mord wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Dürstend nach Rache traf er auf einen Knaben, dessen Aehnlichkeit mit dem Czaar Iwan ihm auffiel. Dieser Umstand musste benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglitsch, brachte ihn zu einem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wusste, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Rußland an Boris Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillschweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Wuth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder aufs Aeußerste, da er mit Trotz und Uebermuth seinen Lohn fordert. Er stößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, sich als Czaar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an, und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden finster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius entsetzt ihn seiner Würde, und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Russen, der an seiner Aechtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Olga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und zittert diesem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit seyn sollte. Olga redet ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten Beyde Zeit gehabt, sich an alle Umstände zu erinnern; die erste Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das düstre Schweigen und die zurückschreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erschallen. Marfa ist unschlüssig, ob sie dem Demetrius entgegengehen soll. Jetzt steht er vor ihr, allein. Der kleine Rest von Hoffnung in ihrem Herzen schwindet ganz bey seinem Anblick. Ein

unbekanntes Etwas tritt zwiſchen Beyde, die Natur ſpricht nicht, ſie ſind ewig geſchieden. Der erſte Moment war ein Verſuch ſich zu nähern; Marfa iſt die erſte, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es, und bleibt einen Augenblick betroffen ſtehen. Bedeutendes Schweigen. —

Demetrius. Sagt dir das Herz nichts? Erkennſt du dein Blut nicht in mir?

Marfa ſchweigt.

Demetrius. Die Stimme der Natur iſt heilig und frey; ich will ſie weder zwingen noch erlügen. Hätte dein Herz bey meinem Anblicke geſprochen, ſo hätte das meinige geantwortet; du würdeſt einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geſchehen. Doch wenn du nicht als Mutter für mich fühlſt, ſo denk' als Fürſtinn, faſſe dich als Königinn! Das Schickſal gab mich dir ungehofft zum Sohn; nimm du mich an als ein Geſchenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt ſcheine, ſo raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Feinde. Dich und dein Blut hab' ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben warſt, gezogen, und auf den Fürſtenſtuhl zurückgeführt. — Daß dein Schickſal an meines befeſtigt iſt, begreifſt du. Du ſtehſt mit mir, und mit mir gehſt du unter. Die Völker alle ſehen auf uns. —

Ich faſſe die Gaukeley, und, was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Ehrfurcht gegen dich, und dies Gefühl, das meine Kniee vor dir beugt, es iſt mein Ernſt.

(Stummes Spiel der Marfa, das die innere Bewegung in ihr zu erkennen gibt.)

Demetrius. Entſchließe dich! Laß deines Willens freye Handlung ſeyn, was die Natur dir verſagt. Ich fordere keine Heucheley, keine Lüge von dir; ich fordere wahre Gefühle. Scheine du nicht meine Mutter, ſey es. — Wirf das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Sohn nicht, ſo bin ich der Czaar; ich habe die Macht, ich habe das Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, iſt Staub; er hat kein Herz dich zu lieben, kein Auge dir zu lächeln — Wende dich zu dem Lebenden —

(Marfa bricht in Thränen aus.)

Demetrius. O dieſe goldnen Tropfen ſind mir willkommen. Laß ſie fließen! Zeige dich ſo dem Volk!

(Auf einen Wink des Demetrius öffnet ſich das Zelt, und die verſammelten Ruſſen werden Zeugen dieſer Scene.)

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegeriſche Anſtalten. Pohlen und Koſaken ſind es, die den Zug anführen. Das Düſtre und Schreckliche miſcht ſich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umſchweben das Ganze.

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgekehrt, um Feodor und Axinien zu schützen. Alles ist vergebens; er selbst wird gefangen gesetzt. Axinia flüchtet zur Czaarin Marfa und fleht zu ihren Füßen um Schutz vor den Pohlen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bey ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Axinia verabscheut ihn.

Demetrius als Czaar — Ein furchtbares Element trügt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewusstseyn erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Pohlen und Kosaken schaden ihm durch ihre Frechheit in der Meinung des Volks. Selbst was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit, und Verschmähung des steifen Ceremoniels erregt Unzufriedenheit. Zuweilen verletzt er aus Unbedacht die Gebräuche des Landes. Er verfolgt die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frey von despotischen Launen in den Momenten des beleidigten Stolzes. — Odowalsky weiß sich ihm stets nothwendig zu machen, entfernt die Russen aus seiner Nähe, und behauptet seinen überwiegenden Einfluß.

Demetrius sinnt auf Untreue gegen Marina. Er spricht darüber mit dem Erzbischof Hiob, der, um die

Polen zu entfernen, ſeinem Wunſche entgegenkommt, und ihm von der czaariſchen Gewalt eine hohe Vorſtellung gibt.

Marina erſcheint in Moskau mit einem großen Gefolge. Zuſammenkunft mit Demetrius. Falſcher und kalter Empfang zu beyden Seiten; jedoch weiß ſie ſich beſſer zu verſtellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anſtalten zu einem rauſchenden Feſte gemacht.

Auf Geheiß der Marina wird Arinien ein Giftbecher gebracht. Der Tod iſt ihr willkommen. Sie fürchtete, dem Czaaren zum Altare folgen zu müſſen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit zerriſſenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß ſie ihn nicht für den ächten Demetrius hält, und nie dafür gehalten hat. Kalt überläſſt ſie ihn ſich ſelbſt in einem fürchterlichen Zuſtande.

Unterdeſſen benutzt Schinskoj, einer der ehemaligen Feldherrn des Czaaren Boris, das wachſende Mißvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verſchwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniß wird durch eine überirdische Erscheinung getröstet. Ariniens Geist steht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige schönere Zeiten, und befiehlt ihm, ruhig das Schicksal reifen zu lassen, und sich nicht mit Blut zu beflecken. Romanow erhält einen Wink, daß er selbst zum Thron berufen sey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verschwörung aufgefordert; er lehnt es ab.

Soltikow macht sich bittre Vorwürfe, daß er sein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum Zweytenmale ein Verräther seyn und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider sein Gefühl, die einmal ergriffene Partey. Da das Unglück einmal geschehen ist, so sucht er es wenigstens zu vermindern, und die Macht der Pohlen zu schwächen. Er bezahlt diesen Versuch mit seinem Leben; aber er nimmt seinen Tod als verdiente Strafe an, und bekennt dies sterbend dem Demetrius selbst.

Casimir, ein Bruder der Lodoiska, einer jungen Pohlin, die den Demetrius im Hause des Woiwoden von Sindomir heimlich und ohne Hoffnung liebte, hat ihn auf Bitten seiner Schwester auf dem Heerzuge begleitet, und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchsten Gefahr, da alle übrige Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken,

bleibt Casimir allein ihm getreu, und opfert sich für ihn auf.

Die Verschwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius ist bey der Czaarin Marfa und die Aufrührer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beynahe, sie zu entwaffnen, da er ihnen die Pohlen Preis geben will. Aber jetzt stürzt Schinskoj mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Czaarin wird eine bestimmte Erklärung gefordert: sie soll das Kreuz darauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sey. Auf eine so feyerliche Art gegen ihr Gewissen zu zeugen ist ihr unmöglich. Stumm wendet sie sich ab von Demetrius, und will sich entfernen. „Sie schweigt?“ ruft die tobende Menge, „Sie verläugnet ihn? So stirb denn, Betrüger! —“ Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa.

Warbeck.

Personen.

Margaretha von York, Herzoginn von Burgund.
Adelaide, Prinzessinn von Bretagne.
Erich, Prinz von Gothland.
Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.
Simnel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
Graf Hereford, ausgewanderter englischer Lord.
Seine fünf Söhne.
Sir William Stanley, Botschafter Heinrichs VII. von England.
Graf Kildare.
Belmont, Bischoff von Ypern.
Sir Richard Blunt, Abgesandter des falschen Eduards.
Bürger von Brüssel.
Hofdiener der Margaretha.

Erſter Act.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit ſeinen fünf Söhnen England verlaſſen, auf die Nachricht, daß ſich Richard von York, zweyter Sohn Eduards IV., den man ſchon als Knabe ermordert glaubte, lebend in Brüſſel befinde, und ſein Erbrecht zurückfordere. Die Anerkennung des Prätendenten durch ſeine Tante, die Herzoginn Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugall, und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII. abzufallen, und ſeine Beſitzungen an ſeine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Pallaſt der Margaretha, wo er die Bildniſſe der Yorks aufgeſtellt findet; er freut ſich nun, auf einem Boden zu ſeyn, wo er ſeine Neigung zu dem Hauſe York frey bekennen dürfe.

Lord Stanley, Botſchafter Heinrichs VII. am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen, und ſucht umſonſt, ihm die Augen über den geſpielten Betrug zu öffnen. Beyde gerathen in Hitze, und der Streit der zwey Roſen erneuert ſich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Bischoff von Ypern, vertrauter Rath der Herzoginn, kommt dazu, und bringt sie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzoginn gegen ihre unterdrückte Parthei und ihre schutzlosen Verwandten, und spricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten seyn möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um die Herzoginn mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schilt ihre Verblendung; sie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausstößt, in eine solche Wuth, daß sie ihn zu zerreißen drohn. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, haranguirt das Volk, und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessinn von Bretagne und andern Großen ein. — Hereford wird von dem Anblik Richards hingerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm, als dem Sohn seines Königs. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt sich über ihren Neffen, mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtinn. — Sie fordert den Prinzen auf, den Lord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn, und äußert sich mit Gefühl

und zugleich mit fürstlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen, und fragt jetzt nach seiner Geschichte. —

Richard will ausweichen.

Die Herzoginn übernimmt es, sie vorzutragen, indem sie den Richard entschuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geschichte, welche großen Eindruck macht, und öfters von dem Affect der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley protestirt noch einmal dagegen, und geht ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung löscht den Eindruck seiner Worte aus.

Hereford verstärkt seine Versicherungen und verspricht dem Herzog Richard einen zuströmenden Anhang in England. Richard erinnert sich mit Rührung an seine vorige Unbekanntheit mit sich selbst und vergleicht jenen sorglosen Zustand mit seiner jetzigen Lage. — Es ist eine schwere Pflicht und kein Glück, daß er seine Rechte behaupten muß. Er scheint sich noch einmal zu bedenken, und es der Herzoginn zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfspiel unternehmen soll, welches den Frieden zweyer Länder zerstört.

Sie ermuntert ihn dazu, wie schwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gedanke, ihn den Zufällen des Krieges auszusetzen. — Lebhafte Bezeugungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt spricht sie von dem zweyfachen Anliegen ihres Herzens, der Restitution ihres Neffen und der Vermählung Adelaidens, welche nächstens mit dem Prinzen von Gothland soll gefeyert werden.

Prinz Erich von Gothland bleibt allein mit der Prinzessinn von Bretagne zurück, und spottet über die vorhergegangene Farce. Adelaide ist noch in einer grossen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Empfindlichkeit über Erichs fühlloſe Kälte. Er verspottet sie und spricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbecks Partei, an dessen Wahrhaftigkeit sie nicht zweifelt und stellt zwischen ihm und Erich eine dem letztern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den vorgeblichen York verräth sich. Erich demonstrirt ihr aus Warbecks Benehmen, daß jener kein Fürst seyn könne und führt solche Beweise an, welche seine eignen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Adelaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht, und setzt ihn aufs tiefste neben dem Yorkschen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, daß Adelaide für diesen Zärtlichkeit empfinde, aber seine Schadenfreude ist gröſſer, als seine Eifersucht; er findet ein Vergnügen daran, daß jene Beyde sich hoffnunglos lieben, er selbst aber die Prinzessinn besitzen werde. Der Besitz, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen süßen Genuß, dem Warbeck, den er hasst, die Geliebte zu entreißen.

Adelaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck, und ihren Schmerz über ihre eigne Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eignen Schicksale; Beyde leben von der Gnade einer stolzen, gebieterischen Verwandtinn und sind hülflose Opfer der Gewalt.

Zweyter Act.

Der erste Act zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniß; jetzt erblickt man ihn in seinem innern. Die glänzende Hülle fällt; man sieht ihn von den eignen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachläßigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und verachten ihn deswegen; Andere, die an seine Person glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist, und von der Gnade seiner Anverwandtinn lebt. Das doppelte Elend eines Betrügers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupte zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermißt in seinem fürstlichen Stande

ſogar das Glück und den Ueberfluß ſeines vorigen Privatſtandes.

Warbeck ſpielt ſeine Rolle mit einem geſetzten Ernſt, mit einer gewiſſen Gravität und mit eignem Glauben. So lange er den Richard vorſtellt, iſt er Richard; er iſt es auch gewiſſermaßen für ſich ſelbſt, ja ſogar zum Theil für die Mitanſteller des Betrugs. Dieſer Schein darf ſchlechterdings nichts Komödiantiſches haben; es muß mehr ein Amt ſeyn, das er bekleidet und mit dem er ſich identificirte, als eine Maske, die er vornimmt. Nachdem der erſte Schritt gethan iſt, hat er ſeine vorige Perſon ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem erſten fließen, hat er mit ſeinem erſten Entſchluße adoptirt, und er ſtutzt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf ſich genommen hat. Eine gewiſſe poetiſche Dunkelheit, die er über ſich ſelbſt und ſeine Rolle hat, ein Aberglaube, eine Art von Wahnwitz hilft ſeine Moralität retten. Eben das, was ihn in den Augen der Herzoginn zu einem Raſenden macht, dient ihm zur Entſchuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöst hat. Kränkungen erleidet er mit verbiſſnem Unmuth und Gutes thut er mit ſtolzer Größe und einer gewißen Trockenheit, nicht ſentimentaliſch, ſondern

realiſtiſch, aus einer gewiſſen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muß fühlbar gemacht werden, wie natürlich es iſt, daß in dem Herzen der Prinzeſſinn ſich ein liebender Antheil an dem vorgeblichen Richard einfindet, und dort zur vollen Liebe wächst — eine Würkung des Betrugs, an die man nicht dachte und die doch ſo nahe lag. Es iſt tragiſch, wie ein ſchönes Gemüth durch die menſchlichſte Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie ſich da, wo man nur Verderbliches ſäete, ein ſchönes Leben bildet.

Die Prinzeſſinn iſt ein einfaches Mädchen ohne alles Fürſtliche — Ihre Geburt und ihr Stand erſcheinen ihr nur als hindernde Schranken, die ihrer ſchönen Natur widerſtreben. Die Größe hat für ſie keinen Reiz; ſie hat allein Sinn für das Glück des Herzens und nur dadurch erinnert ſie an ihre Geburt, daß ſie mit einer gewiſſen Exaltation von dem einfachen Stande ſpricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr iſt, weil ſie ihn aus der Ferne anſchaut, poetiſcher vorkommt.

Adelaide beſchäftigt ſich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der ſeinigen zu ihr. Sie iſt von

einer reſignirten Natur, zum Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnung zu dem Geliebten zu erheben, wagt ſie nicht; ſie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal beſitzen ſoll. Er muß eine reiche oder mächtige Königs-Tochter heirathen; aber ſie iſt eine arme Waiſe, die nur von der Gnade ihrer Verwandtinn lebt.

Warbeck, eine nach Selbſtſtändigkeit ſtrebende Natur, iſt in der Gewalt eines falſchen, gebieteriſchen, mächtigen, unverſöhnlichen Weibes, wie eines böſen Geiſtes. Er hat ſich ihr verkauft; ſein Verhältniß zu ihr iſt erniedrigend und tödtend für ihn und umſonſt wendet er Alles an, es zu veredeln. Sie ſieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falſchen York, den Betrüger, und ihre Forderungen an ihn ſind durchaus ohne Delicateſſe, ohne alle Rückſicht auf ſein eignes Ehrgefühl. Umſonſt will er empor ſtreben; immer wird er von ihr an das ſchändliche Verhältniß erinnert, das er ſo gern vergeſſen möchte, ja das er vergeſſen haben muß, um ſeine Rolle gut zu ſpielen. Oeffentlich ehrt, liebkost ſie ihn; ins Geheim macht ſie ſeine Tyranninn. Sie befiehlt ihm und verbietet ihm, was er öffentlich wollen und nicht wollen ſoll; öffentlich thut ſie, als ob ſeine Wünſche Befehle für ſie wären, und redet ihm zu, das zu thun, was ſie ihm ſtreng verboten hat. Wehe ihm, wenn er ſich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte! Dennoch

thut er es zuweilen; daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Großmuth nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Erich sucht einen boshaften Anschlag gegen Warbeck auszuführen, um ihn zu beschimpfen. Er braucht einen verworfenen Menschen, dessen Aussagen für Warbeck äußerst demüthigend sind. Warbeck benimmt sich fest und edel. Der Betrug wird entdeckt und Erich beschämt.

Die Herzoginn ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden, und kommt selbst, die beyden Prinzen mit einander auszusöhnen. Sie will, daß Warbeck dem Feind seine Hand biete, und, da jener sich weigert, so gibt sie ihm zu verstehen, daß sie es so haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Erich ein Prinz sey, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bemerkliche Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nichtigkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgesandter kommt im Namen Eduards von Clarence, um sich eine Sauvegarde nach

Brüſſel zu erbitten, damit er ſich der Herzoginn ſeiner Tante vorſtellen und die Beweiſe ſeiner Geburt beybringen dürfe. Er ſey aus dem Tower zu London entflohen und komme, ſeine Anſprüche an den engliſchen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt keinen Augenblick an der Betrügerey; aber es trifft mit ihren Zwecken zuſammen, ſie zu begünſtigen. Sie zeigt ſich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn, auf die ihr eigne gebietriſche Art, in ſeine Schranken zurück und läſſt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß ſchweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha iſt nun mit Belmont allein, und bemerkt mit ſtolzem Unwillen, daß Warbeck anfange, ſich gegen ſie etwas herauszunehmen. Sie hat ſchon längſt eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen ſeine Anmaßungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet ihn nicht nur nicht unterwürfig genug; der Betrug ſelbſt, den ſie durch ihn ſpielt, iſt ihr läſtig und ſeine Exiſtenz als York, als ihr Neffe, beſchämt ihren Fürſtenſtolz.

In dieſer ungünſtigen Stimmung findet ſie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, ſie zu bit-

ten, daß sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreyet werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erzürnte Herzoginn noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen und erhält den Befehl, an den Letztern nicht mehr zu denken, und Jenen als ihren Gemahl anzusehn. Die Hochzeit wird aufs schnellste beschlossen und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängniß.

Dritter Act.

Ein offener Platz, Thron für die Herzoginn, Schranken sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweykampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene. —

Eduard Plantagenet läßt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten. — Exposition von Simnels und Warbecks Rechtshandel, der durch einen gerichtlichen Zweykampf entschieden werden soll. Eduard vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Erstaunen, und seine Fragen, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Neuesten und das größte Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der englische Botschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

Simnel zeigt sich mit seinem Anhang und haranguirt das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Flucht aus dem Tower, und die Menge theilt sich über ihn in zwey Parteyen. Der englische Botschafter macht sich an Eduard und sucht ihn auszuforschen; aber er findet ihn höchst schüchtern und mißtrauisch und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

Die Herzoginn kommt mit ihrem Hofe; Erich, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen, und Margaretha setzt sich auf den Thron. —

Unterdessen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende, unwürdige Scene, Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt. —

Ein Herold tritt auf und nachdem er die Veranlassung dieser Feierlichkeit verkündiget hat, ruft er die beyden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simnel, der sich öffentlich für Eduard Plantagenet

bekennt, und seine Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simnels Vorgeben für falsch und frevelhaft erklärt, und bereit ist, dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beyde Kämpfer berufen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beyde entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine große Gemüthbewegung und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzoginn und der Prinzessinn erregt. —

Jene fragt nach ihm; er gibt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzoginn. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Simnel wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreyend hinzu. Simnel bekennt sterbend seinen Betrug, und die Anstifter; er erkennt den Warbeck für den ächten York und bittet ihn um Verzeihung. Freude des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift dieſen Augenblick, der Prinzeſſinn öffentlich ſeine Liebe zu erklären, und die Herzoginn um ihre Einwilligung zu bitten.

Die engliſchen Lords legen ſich darein und unterſtützen ſeine Bitte. Erich wüthet, die Herzoginn knirſcht vor Zorn, ruft die Prinzeſſinn hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Jetzt ſammeln ſich die Lords um ihren Herzog, ſchwören ihm Treue und Beyſtand, und begleiten ihn im Triumph nach Hauſe.

Plantagenet allein fühlt ſich verlaſſen, ſeine Perſönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für ſich, als ſein Recht. Er entſchließt ſich democh, ſich der Herzoginn zu nähern. Stanley tritt zu ihm, und verſucht, ihn hinweg zu ängſtigen.

Vierter Act.

Die Herzoginn kommt voll Zorn und Gift nach Hauſe. Ihr Haß gegen Warbeck iſt durch ſein Glück und ſeine Kühnheit geſtiegen; dieſe erhalten Nachricht

von der Entſpringung des ächten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; ſie iſt entſchloſſen, ihn fallen zu laſſen und fängt gleich damit an, daß ſie der Prinzeſſinn, welche ihr nachgefolgt iſt, mit Härte verbietet, an ihn zu denken und ſogar einen Zweifel über ſeine Perſon erregt. Warbeck läſſt ſich melden; ſie ſchickt die Prinzeſſinn, welche zu bleiben bittet, in Thränen von ſich.

Warbeck und die Herzoginn. Warbeck, kühn gemacht durch ſein Glück und auf ſeinen Anhang bauend, zugleich durch ſeine Liebe erhoben, und entſchloſſen, ſeine bisherige unerträgliche Lage zu endigen, nimmt gegen die Herzoginn einen muthigen Ton an, und wagt es, ſie wegen ihres widerſprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu ſetzen. Sie erſtaunt über ſeine Dreiſtigkeit, und begegnet ihm mit der tiefſten Verachtung. Jemehr ſie ihn zu erniedrigen ſucht, deſto mehr Selbſtſtändigkeit ſetzt er ihr entgegen. — Er beruft ſich darauf, daß ſie es geweſen, die ihn aus ſeinem Privatſtand, wo er glücklich war, auf dieſen Platz geſtellt, daß ſie verpflichtet ſey, ihn zu halten, daß ſie kein Recht habe, mit ſeinem Glück zu ſpielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühlloſen Fürſtenſtolz, ihre kalte egoiſtiſche Seele; ſie hat ſich nie um ſein Glück bekümmert, er iſt ihr blos das Werkzeug

ihrer Plane gewesen, das sie wegwirft, so bald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbstständig, und eben das, was ihn fähig machte, den Fürsten zu spielen, gibt ihm die Kraft, sich einer schimpflichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzoginn genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläßt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzessinn wird durch die Furcht vor einer verhaßten Verbindung und weil sie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzoginn zu erhalten, dem Betrüger gewaltsam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf seine Person kommt sie und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläßt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihm den Grafen Kildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des York'schen Hauses, zu dem wollten sie mit einander fliehen. Sie übergibt ihm Alles, was sie von Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Betrügerey; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen, und noch weniger das Geständniß der Wahrheit wagen; sein Kampf ist fürchterlich; er verläßt sie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über sein Betragen zurück, und macht sich Vorwürfe, daß sie vielleicht zu weit gegangen sey, entschuldigt sich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, schüchtern und erschrocken sich umsehend, und den theuern Familienboden mit schmerzlicher Rührung begrüßend. Er erblickt die Yorkschen Familienbilder, kniet davor nieder, und weint über sein Geschlecht und sein eignes Schicksal.

Warbeck kommt zurück, entschlossen, der Prinzessinn Alles zu sagen. Er erblickt den knieenden Plantagenet, erstaunt, fixirt ihn, lässt sich mit ihm in's Gespräch ein; was er hört, was er sieht, vermehrt seinen Schrecken und sein Erstaunen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor sich habe. Plantagenet entfernt sich mit einer edlen und bedeutenden Aeußerung und lässt ihn schreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, seine Ahnung und seine Furcht auszusprechen, als der englische Botschafter eintritt und ein Gespräch mit ihm verlangt. Dieser bestätigt ihm augenblicklich seine Ahnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem englischen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege schaffen helfe. Beyde

haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr seiner Situation; doch sein Haß gegen Lancaster und seine bessre Natur siegen, und er schickt den Versucher fort.

Aber gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York ist da; er kann zurück fordern, was sein ist; die Herzoginn wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falschen York sein Theaterkleid abzuziehen; Alles ist auf dem Spiel; die Prinzessinn ist verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Betrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünscht seinen ersten Schritt; er wünscht, daß er nie geboren wäre.

Die Herzoginn kommt mit ihrem Rath. Man erfährt, daß der Graf Kildare auf dem Wege nach Brüssel sey, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dort hin. Die Herzoginn ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft; verlegen wegen Warbeck, doch sie ist fest entschlossen, diesen aufzuopfern, sobald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser theure Neffe? Kildare schreibt, er sey geraden Wegs nach Brüssel, so könnte er schon da seyn. — Sie erinnert sich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für dasselbe, welches sie

dem Eduard vor 9 Jahren geschenkt — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt sie, wie ein Blitz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Act.

Herzoginn. Ihr Rath. Prinzessinn. Lord's. Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Die Herzoginn hat einen gräßlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

Erich und der Botschafter erzählen von einem Mord, der geschehn seyn müsste; sie hätten um Hülfe schreyen hören; wie sie herbey geeilt, sey Blut auf dem Boden gewesen. Die Herzoginn und Prinzessinn in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzoginn empfängt ihn mit den Worten: Wo ist mein Neffe? Wo habt ihr ihn hingeschafft? Wie er stutzt, nennt sie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieses Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene ma-

chen ihr Vorwürfe, daß sie den Herzog, ihren Neffen, einer so schrecklichen That beschuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr Geheimniß; Herzog, sagt sie, ein York! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzessinn wankt, will sinken; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzessinn stürzt der Herzoginn in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden; sie treten mit Abscheu zurück. In diesem Augenblick wird der gefürchtete Graf Kildare angemeldet. Die Herzoginn sagt: „Er kommt zur rechten Zeit. Ich „habe seine Ankunft nie gewünscht. Jetzt ist sie mir „willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat ihre „Kindheit erzogen" — Sie wendet sich zu Warbeck: „Verbirg' dich, wenn du kannst! Sieh zu, ob du dich „auch gegen diesen Zeugen behaupten wirst."

Kildare tritt herein, Warbeck steht am meisten von ihm entfernt und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. — Die Herzoginn geht ihm entgegen. „Ihr kommt, ei„nen York zu umarmen; unglücklicher Mann, ihr fin„det keinen," u. s. w. Ehe Kildare noch antwortet, sieht er sich im Kreis um, und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, stutzt, staunt, ruft: Was seh' ich! Warbeck richtet sich bey diesen Worten auf, sieht den Grafen ins Gesicht und ruft: Mein Vater! — Kildare ruft ebenfalls: Mein Sohn! — Sein Sohn? wiederholen alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Kil-

dare ſteht voll Erſtaunen, weiß nicht, was er dazu ſagen ſoll. Er bittet die Umſtehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu laſſen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwey Mörder eingebracht habe; die Herzoginn eilt ab, ſie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Kildare, der noch voll Erſtaunen iſt, in dem vermeinten York ſeinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Kildare apoſtrophirt die Vorſicht und preist ihre Wege. Er erklärt dem Warbeck, daß er nicht ſein Sohn ſey — daß er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er ſey ein natürlicher Sohn Eduards IV., ein geborner York. Das Räthſel ſeiner dunkeln Gefühle löst ſich ihm; das Knäuel ſeines Schickſals entwirrt ſich auf einmal. In einer unendlichen Freudigkeit wirft er die ganze Laſt ſeiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Kildare, ihn einen Augenblick weggehen zu laſſen.

Kildare und die Lords. Sie ſind in Verzweiflung über den geſpielten Betrug und beklagen ihre verlorne Exiſtenz, ihre zerſtörte Hoffnung.

Indem erſcheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erſtaunen; Kildare erkennt den jungen Prinzen; dieſer weiß nicht, wie ihm geſchieht,

bis Warbeck das ganze Geheimniß löst und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen, und ihn, als seinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem York'schen Monumente schlafend gefunden und ihn von zwey Mördern gerettet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzoginn kommt zu dieser Scene, sie umarmt ihren Neffen und schließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß sie gegen Warbeck ein Gleiches thue — Edle Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt — Sie ist gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, daß sie geht, um die Prinzessinn abzuholen.

Zwischen-Handlung, so lang sie weg ist. Erichs und des Botschafters Mordanschlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehn und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Botschafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, daß sie Beyde gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzoginn kommt mit der Prinzessinn zurück. Schluß.

Fragmente

aus den

erſten Scenen des erſten Acts.

Erſter Auftritt.

Hof der Herzoginn Margaretha zu Brüßel. Eine große Halle.

Graf Hereford mit ſeinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley ſteht ſeitwärts an dem Proſcenium und beobachtet ihn.

Hereford.

Dies iſt der heil'ge Heerd, zu dem wir fliehn,
Ihr Söhne! Dies der wirthliche Palaſt,
Wo Margaretha, die Beherrſcherinn
Des reichen Niederlands, ein hohes Weib,
Der theuren Ahnen denkt, die Freunde ſchützt
Des unterdrückten alten Königsſtamms,
Und den Verfolgten eine Zuflucht beut.
Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten
Empfangen euch — — —

Der edlen Yorks erhabene Geſtalten.
Erkennt ihr ſie — — — —
Die weiße Roſe glänzt in ihrer Hand,
— — — — — —
Mit dieſem Zeichen, das wir freudig jetzt
Auf unſre Hüte ſtecken — — —
— — — — — —

(Streit zwiſchen Stanley und Hereford.)

Zweyter Auftritt.

Belmont. Die Vorigen.

Belmont.

Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig iſt dies Haus.

Hereford.

Hinweg mit dieſem Sklaven Lancaſters!
Ich floh hieher — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaſſter
Lancaſtrier die freche Stirn mir zeigen.

Stanley.

Verräther nenn' ich ſo, wo ich ſie finde.

Belmont.

Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,
— — — — — — —

Geöffnet hat ſie ihren Fürſtenhof
Zu Brüßel allen kämpfenden Parteyen,
Und zu vermitteln iſt ihr ſchönſter Ruhm.

Stanley.

Wohl! Ein willkommner Gaſt iſt Jeder hier,
Der gegen England böſe Ränke ſpinnt.

Belmont.

Sie iſt die Schweſter zweyer Könige
Von York — — —.
Und hülfreich, wie's den Anverwandten ziemt,
Gedenkt ſie ihres (fürſtlichen) Geſchlechts,
Das unterm Mißgeſchick der Zeiten fiel.
Wo fänd' es Schutz auf der feindſel'gen Erde,
Wo ſonſt, als hier an ihrem frommen Heerd?
Doch auch dem Feind erweist ſie ſich gerecht,
Und in dem Haupte dieſes edlen Lords
Ehrt ſie den Abgeſandten — —
— — — — — —

Vierter Auftritt.

— — — — — — —
— — — — — — —

Hereford.

Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir ſpricht es laut im innern Eingeweide,

Er iſt es! Das ſind König Eduards Züge,
Das iſt das edle Antlitz meines Herrn,
Auch ſeiner Stimme Klang erkenn' ich wieder —
(ſich zu ſeinen Füßen werfend.)
O Richard! Richard, meines Königs Sohn!
— — — — — — —

Warbeck.

Steht auf, Mylord! Nicht hier iſt euer Platz —
Kommt an mein Herz! — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Hereford.

— — — — Wie entkamet ihr
Den Mörderhänden? Redet! Wo verbarg euch
Des Himmels Rettungband — —
Um jetzt auf einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erſcheinen?

Warbeck.

— — Jetzt nicht — Laſſt mich
Den Schleyer ziehen über das Vergangne.
Es iſt vorüber — ich bin unter euch —
Ich ſehe von den Meinen mich umgeben.
Das Schickſal hat mich wunderbar geführt.
— — — — — — —
— — — — — — —

Margaretha.

— — — — — — —

— — — — — — —

Richard von Gloſter ſtieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne ſchloß der Tower ein.
Das iſt die Wahrheit und die Welt will wiſſen,
Daß Tirrel ſich mit ihrem Blut befleckt.
Ja, ſelbſt den Ort bezeichnet das Gerücht,
Der ihr Gebein verwahren ſoll — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß
Bedeckte jenes furchtbare Ereigniß
Im Tower — nur die ſpäte Folgezeit
Hat jetzt den Schleyer davon weggezogen.
Wahr iſt's, der Mörder Tirrel ward geſchickt,
Die Prinzen zu ermorden; einen Macht-
Befehl vom König Richard zeigt' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch ſeinen Dolch.
Den Bruder ſollte gleiches Schickſal treffen;
Doch ſey's, daß das Gewiſſen des Barbaren
Erwachte, daß des Kindes rührend Flehn
Sein eiſern Herz im Buſen wankend machte —
Er führte einen ungewiſſen Streich
Und grauend vor der fürchterlichen That
Entfloh er — — — — —
— — — — — — —

Die Malthheſer.

Maltha iſt von der ganzen Macht Solimanns belagert, der dem Orden den Untergang ſchwur. Mit den türkiſchen Befehlshabern Muſtapha und Pialy ſind die Korſaren Uluzzialy und Dragut und die Algierer Haſcem und Candeliſſa vereinigt. Die Flotte der Türken liegt vor den beyden Seehäfen, und ohne eine Schlacht mit ihr zu wagen kann kein Entſatz auf die Inſel gebracht werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St. Elmo angegriffen und ſchon große Vortheile darüber gewonnen. Der Beſitz dieſes Fort macht ſie zu Herren der zwey Seehäfen und ſetzt ſie in Stand, St. Ange, St. Michael und Il Borgo mit Succeſſ anzugreifen, in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens enthalten iſt.

La Vallete iſt Großmeiſter zu Maltha. Er hat den Angriff der Türken erwartet und ſich darauf bereitet. Die Ritter ſind nach der Inſel berufen worden, und in großer Anzahl darauf erſchienen. Außer Ihnen ſind noch gegen zehntauſend Soldaten vorhanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath und die Feſtungwerke ſind in gutem Stande. Aber gleichwohl iſt auf einen Entſatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Wer-

ke zu Grunde richten und die Mannſchaft aufreiben müſſen.

La Valette hat alle Urſache von Sicilien Hülfe zu hoffen, da der Untergang von Maltha die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr ſetzen würde. Philipp der Zweyte hat ihm daher auch alle Unterſtützung zugeſagt und ſeinem Vicekönig in Sicilien deßhalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt ausgerüſtet in den Häfen dieſer Inſel; viele Ritter und andere Krieger ſind herbeygeſtrömt, ſich nach Maltha einſchiffen zu laſſen; die Geſchäftsträger des Großmeiſters ſind bey dem ſpaniſchen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieſer Flotte zu beſchleunigen.

Aber die ſpaniſche Politik iſt viel zu eigennützig, um an dieſe große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken ſchreckt die Spanier, und ſie ſuchen Zeit zu gewinnen, bis dieſe Feinde geſchwächt ſind. Dies hoffen ſie von dem Widerſtand des Ordens bey der Tapferkeit ſeiner Ritter, und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung, oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabey ſeine Kräfte zuſetzt, iſt ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen ſoll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verſpricht alſo von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leiſtet nichts.

Unterdeſſen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es iſt an ſich ſelbſt, wegen des engen Raums, auf welchem nicht Werke

genug angebracht werden konnten, kein sehr haltbarer Platz, und fasst wenige Mannschaft. Die Türken haben schon einige Außenwerke im Besitz; ihr Geschütz beherrscht die Wälle, und es sind schon bedeutende Breschen geschossen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht beschützt, und ist bey aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschützes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bey dem Großmeister an, sich an einen haltbarern Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung sey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Großmeister vor, daß er die Elmo'schen Ritter ohne Nutzen aufopfre, daß es nicht gut sey, die Kraft des Ordens durch fortgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen, daß es besser seyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptorte zu concentriren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Großmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabey aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwey Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erstlich liegt Alles daran, daß sich St. Elmo so lange als möglich halte, um der Sicilischen Hülfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen. Denn ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beyde Seehäfen verschließen, und der Entsatz

ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurücksegeln. Zweytens muß die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturm zu erobern genöthigt sind. Ihr Verlust bey dieser Unternehmung erschwert ihnen die fernern Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beyspiel verzweifelter Gegenwehr gibt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, daß sie an der Gewißheit des Siegs zu zweifeln anfangen, und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.

Der Großmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bey der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der reine Geist des Ordens, weil eine solche That von innen heraus geschehen muß, und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigne Weise seyn, und sich nicht mit blinder Resignation dem Gesetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen geistlichen Sinn, und ihr Sinn ist weltlich. Sie sind von

ihrem urſprünglichen Stiftunggeiſt ausgeartet; ſie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; ſie ſind Helden, aber nicht chriſtliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalſtolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchſten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlaſſen ſich offenbar ihren Ausſchweifungen, und trotzen darauf, daß Krieg und Gefahr die Freyheit begünſtigen. La Valette war zeither nachſichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er ſich ſelbſt von gewiſſen Menſchlichkeiten nicht frey wuſſte; aber jetzt ſieht er ſich genöthigt, den Orden in ſeiner erſten Reinheit herzuſtellen, und gleichſam neu zu erſchaffen.

Fragment
der ersten Scene.

Eine offne Halle, die den Prospekt nach dem Hafen eröffnet.

Romegas und Biron streiten um eine griechische Gefangene; dieser hat sie gefasst, jener will sich ihrer bemächtigen.

Romegas.

Verwegner, halt! Die Sclavinn raubst du mir,
Die ich erobert und für mein erklärt?

Biron.

Die Freyheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am liebsten folgen mag.

Romegas.

Mein ist sie durch des Krieges Recht und Brauch;
Auf dem Korsarenschiff gewann ich sie.

Biron.

Den rohkorsarischen Gebrauch verschmäht,
Wer freyen Herzen zu gefallen weiß.

Romegas.

Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muths.

Biron.

Der Frauen Ehre schützt des Ritters Degen.

Romegas.

Sankt Elm vertheidige! Dort ist dein Platz.

Biron.

Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn.

Romegas.

Wohl sichrer ist es, Weiber hier zu stehlen,
Als männlich dort dem Türken widerstehn.

Biron.

Vom heißen Kampf, der auf der Bresche glüht,
Läßt sichs gemächlich hier im Kloster reden.

Romegas.

Gehorche dem Gebietenden! Zurück!

Biron.

Auf deiner Flotte herrsche du, nicht hier!

Romegas.

Das große Kreuz auf dieser Brust verehre!

Biron.

Das kleine hier bedeckt ein großes Herz.

Romegas.

Ruhmredig ist die Zunge von Provence.

Biron.

Noch schärfer ist das Schwert.

Romegas.

— — —

— — — — — — —

Ritter (kommen herzu.)

Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provençalen muß gezüchtigt werden.

Andre Ritter (kommen von der andern Seite.)

Drey Klingen gegen Eine! — —
Zu Hülf'! Zu Hülf'! Drey Klingen gegen Eine!
Auf den Kastilier! Frisch, wackrer Bruder!
Wir stehn zu dir. Dir hilft die ganze Zunge.

Ritter.

Zu Boden mit den Provençalen!

Andre Ritter.

Nieder
Mit den Hispaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beyden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf und trennt die Fechtenden. Er besteht aus sechszehn geistlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwey Reihen die übrigen umgeben. Der Chor schilt die Ritter, daß sie sich selbst in diesem Augenblick befehden. Schilderung der drohenden Gefahr und Besorgniß, die auf die äußere Lage des Ordens und seinen innern Zustand sich gründen. Uebermuth der Ritter, die auf Hülfe aus Sicilien rechnen.

La Valette erscheint mit Miranda, einem Abgesandten aus Sicilien. Der Großmeister fordert die Ritter auf, nichts von irdischem Beystande zu erwarten,

ſondern dem Himmel und ihrem eignen Muthe zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien vorjetzt noch nichts zu hoffen ſey, daß Sankt Elmo behauptet werden müſſe, wenn die Sicilische Flotte erſcheinen ſolle, und daß ſie zurückſegeln würde, wenn bey ihrer Ankunft jenes Fort ſchon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die ſpaniſche Politik. Miranda entſchließt ſich freywillig auf der Inſel zu bleiben und das Schickſal des Ordens zu theilen.

Ein alter Chriſtenſklave wird vom Ritter Montalto zum Großmeiſter gebracht. Er iſt vom türkiſchen Befehlshaber unter dem Vorwand abgeſendet, eine Unterhandlung wegen des Forts St. Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechſel zu eröffnen. Der Großmeiſter will von keinem Vertrage zwiſchen den Rittern und den Unglaubigen hören, und droht jeden künftigen Herold tödten zu laſſen. Dem Chriſtenſklaven, der ſein hartes Schickſal beklagt, wird freygeſtellt, in Maltha zu bleiben. Er zieht vor, in ſeine Gefangenſchaft zurückzugehen, weil er überzeugt iſt, daß Maltha ſich nicht halten könne. Ehe er abgeht, läſſt er ein Wort von Verrätherey fallen.

Es erſcheinen zwey Abgeordnete von der Beſatzung in St. Elmo. Dieſe Beſatzung iſt nicht von dem Großmeiſter ausgewählt, ſondern ohne ſein Zuthun durch

eine gesetzliche Ordnung bestimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Priest, der von Allen geliebt und vom Großmeister besonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Vertheidigern von St. Elmo. Er gleicht an Gestalt und Tapferkeit einem jugendlichen Rinaldo. Er ist eine Geissel der Türken, und so sehr man ihn zu schonen sucht, bey jedem Kampfe der Erste. Aber mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; sein Anblick scheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Crequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles, Gefühl an ihn gefesselt. Die Abgeordneten schildern die Lage von St. Elmo, die Fortschritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Festung, und bitten, der Besatzung zu gestatten, sich auf einen andern Posten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, besonders Crequi, unterstützen dies Gesuch mit Nachdruck; aber der Großmeister schlägt es ab. Er gibt seine Theilnehmung an dem Schicksal der Besatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernst und Festigkeit erklärt er, St. Elmo müsse behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Großmeister. Crequi fragt ängstlich nach St. Priest und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Begleitung des

Christensklaven zurück, und nährt die Erbitterung gegen den Großmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Willkür.

Die Mißvergnügten entfernen sich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens, und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

La Valette, der Chor. Der Großmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Vertheidiger von St. Elmo schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingerissenen Mißbräuche. Der Chor macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich, und erinnert ihn an den Streit über die Griechinn. La Valette gesteht seinen Fehler, und will Alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechinn hat er schon wegbringen lassen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beyden Ritter beklagen sich über die Wegführung der Griechinn. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur,

die bey der höchsten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen sie genießen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, dessen man bedarf, glaubt dem Gesetze trotzen zu können. Der Großmeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebieter und entfernt sich.

Romegas und Biron, aufs Höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Großmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

Crequi kommt herzu, und spricht ohne Schonung über die Härte des Großmeisters. Das Gespräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Besatzung dringt nochmals auf Erlaubniß zum Abzuge, oder will dem gewissen Tode in einem Ausfalle entgegengehen. Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Großmeister zu gewinnen hoffte. La Valette weigert sich, sie zu sprechen. Diese scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, ob sie wohl eine Wirkung seiner Weichheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn, aber Niemand weiß davon, als La Valette selbst.

Die Abgeordneten treten auf begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Crequi überlässt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Biron stimmen ihm bey. Montalto benutzt diesen Moment, die Ritter gegen den Großmeister aufzuwiegeln. Vergebens erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeister.

La Valette gibt dem Ingenieur Castriotto den Auftrag, den Zustand von St. Elmo zu untersuchen.

Der Großmeister hat Verdacht auf Montalto und lässt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Sanftmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto leugnet beharrlich und dreist, und trotzt auf seine Würde als Commandeur.

Nach seinem Abgange erscheint St. Priest vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünscht nicht zurückberufen zu werden, und kommt jetzt, dem Großmeister mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt sein Gefühl mit Mühe. Er spricht noch mit St. Priest als Großmeister, und entlässt ihn mit Aufträgen. Begei-

sterung des Jünglings für seine Pflicht und für das Persönliche des Großmeisters.

Romegas, Biron, Crequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorstellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Großmeisters Weigerung sprechen sie als Empörer. Crequi vergeht sich am meisten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch seine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden sey schon untergegangen, sey in diesem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, sondern durch innern Verfall. Er entfernt sich mit Würde und gebietet den Rittern, seine Befehle zu erwarten.

Die Ritter sind durch die letzte Rede des Großmeisters erschüttert, und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzusehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe sich mit Aufträgen vom türkischen Befehlshaber gezeigt, ohngeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bey dem Renegaten habe man Briefe mit großen Versprechungen an Montalto gefunden. Montalto sey zu dem Feinde entflohn. Die Ritter besinnen sich, daß er es war, der am meisten die Erbitterung gegen den Großmeister nährte.

Miranda, der ſpaniſche Geſandte, nach ihm die jüngſten Ritter, ſodann einige der älteſten Ritter und zuletzt der Chor, treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Großmeiſter mit Caſtriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Verſammlung über den Zuſtand von St. Elmo ſeinen Bericht zu erſtatten. Er behauptet, daß es noch möglich ſey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Großmeiſter die jüngſten und älteſten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob ſie unter ſeiner Anführung dieſe Vertheidigung übernehmen wollen. Alle ſind bereit, und nun bewilligt der Großmeiſter der Beſatzung von St. Elmo den Abzug, entläſſt die aufrühriſchen Ritter und befiehlt nur dem Romegas, zu bleiben.

La Valette ſpricht mit ihm als ein Sterbender, der ſeinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben geſtürzt habe, ſey im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu ſeinem Nachfolger erwählt, und die wichtigſten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Fürſten geſtellt, wo er fähig iſt zu ſtehen, und erkennt das Verwerfliche ſeines zeitherigen Betragens. Aeußerſt beſchämt durch die Großmuth eines Mannes, den er ſo ſehr verkannte, entfernt er ſich in der Abſicht, durch die That zu zeigen, daß er eines ſolchen Vertrauens nicht unwerth ſey.

St. Prieſt erſcheint, um vom Großmeiſter Abſchied zu nehmen. La Valette iſt aufs Aeuſſerſte bewegt. Er entdeckt ſich als Vater, ſegnet ſeinen Sohn, und ſagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor iſt hierbey gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrühriſchen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen und Jeder iſt bereit, ſich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beſchämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, daß St. Prieſt der Sohn des Großmeiſters iſt, und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert ſich anfänglich, von ſeinem erſten Entſchluß abzugehen, bis er von einer gänzlichen Sinnesänderung der Ritter überzeugt iſt. Endlich willigt er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo dieſen Poſten noch ferner behaupten dürfen, und ergibt ſich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt als Großmeiſter in dem jetzigen Zeitpunkte dem Orden zu erhalten. Alle dringen in ihn, ſich nicht von ſeinem Sohne zu trennen. Jeder iſt bereit, die Stelle des trefflichen Jünglings zu vertreten. St. Prieſt widerſetzt ſich und bleibt unbeweglich. Die höchſte Begeiſterung ſpricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner perſönlichen Rückſicht etwas hören. St. Prieſt nimmt Abſchied vom Großmeiſter und von Crequi.

Der Chor allein in der höchſten Würde, begeiſtert durch Alles was den Menſchen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeiſt, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Fort wird geſtürmt. Crequi iſt nach St. Elmo entflohn, um mit dem Freunde zu ſterben. — La Valette tritt auf, äuſſerſt bekümmert, aber mit männlichem Ernſt. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo iſt erobert. Ein Grieche Laſcaris, aus einem Geſchlecht, das auf dem griechiſchen Kaiſerthron regiert hat, entflieht mit äußerſter Lebensgefahr aus dem türkiſchen Heer, wo er einen hohen Poſten bekleidete, zu den Maltheſern, deren Heroismus er bewundert, und an deren Religion ihn die erſten Eindrücke der Jugend feſſeln. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verluſt der Türken, von ihrem Entſetzen, als ſie den Zuſtand der Feſtung, und die geringe Anzahl ihrer Vertheidiger gewahr wurden, von einer beſonders wichtigen Einbuße der Feinde in der Perſon eines ihrer erſten und erfahrenſten Befehlshaber des Beherrſchers von Pripoli, Dragut, der bey dieſer Belagerung fiel. — Von Montalto's Verrätherey iſt nichts

weiter zu fürchten. Er iſt bey dem Sturme auf St. Prieſt getroffen und hat ſeinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Prieſt iſt aus den Wellen aufgefangen worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in ſtummer Trauer. La Valette erhebt ſich über ſich ſelbſt. Er preist die hohe Beſtimmung ſeines verklärten Sohns, ſieht in allen Rittern ſeine Söhne, und vertraut feſt auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich daſteht. Durch ein großes Opfer iſt der Sieg ſo gut als entſchieden, ſo wie in dem Perſiſchen Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat dieſen Glauben bewährt.

Die Kinder des Hauses.

Vorerinnerung.

Die Idee eines dramatiſchen Gemäldes von der Polizey in Paris unter Ludwig XIV hat Schillern einige Zeit beſchäftigt. Ueber dem bunten Gewühl der mannichfaltigen Geſtalten einer Pariſer Welt ſollte die Polizey gleich einem Weſen höherer Art emporſchweben, deſſen Blick ein unermeſſliches Feld überſchaut und in die geheimſten Tiefen dringt, ſo wie für deſſen Arm nichts unerreichbar iſt.

„Paris erſcheint in ſeiner Allheit. Die äußerſten Extreme von Zuſtänden und ſittlichen Fällen in ihren höchſten Spitzen und charakteriſtiſchen Punkten kommen zur Darſtellung, die einfachſte Unſchuld, wie die naturwidrigſte Verderbniß, die idylliſche Ruhe, wie die düſtere Verzweiflung.“

„Ein höchſt verwickeltes, durch viele Familien verſchlungenes Verbrechen, welches bey fortgehender Nachforſchung immer zuſammengeſetzter wird, und immer andre Entdeckungen mit ſich bringt, iſt der Hauptgegenſtand. Es gleicht einem ungeheuren Baum, der ſeine Aeſte weit herum mit andern verſchlungen hat,

und welchen auszugraben man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Existenz werden bey dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen.“

„Der Fall ist scheinbar unauflöslich, aber Argenson — an der Spitze der Polizey — nachdem er sich gewisse Data hat geben lassen, verspricht, im Vertrauen auf seine Macht, einen glücklichen Erfolg, und gibt sogleich seine Aufträge.“

„Nach langem Forschen verliert er die Spur des Wildes, und sieht sich in Gefahr sein dreist gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichsam das Verhängniß selbst ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Gerichts.“

„Argenson hat die Menschen zu oft von ihrer schändlichen Seite gesehen, als daß er einen edlen Begriff von der menschlichen Natur haben könnte. Er ist ungläubiger gegen das Gute, und gegen das Schlechte toleranter geworden; aber er hat das Gefühl für das Schöne nicht verloren, und da, wo er es unzweideutig antrifft, wird er desto lebhafter davon gerührt. Er kommt in diesen Fall und huldigt der bewährten Tugend.“

„Er erscheint im Lauf des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, jovialischen und gefälligen Charakter zeigt, und als feiner Gesellschafter, als Mann von Herz und Geist, Wohlwollen und Ach-

tung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und sein schönes Betragen erwirbt ihm eine liebenswürdige Gemahlinn.“

„Der Polizeyminister kennt, wie der Beichtvater, die Schwächen und Blößen vieler Familien, und hat eben so wie dieser die höchste Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwissenheit desselben in Erstaunen und Schrecken gesetzt wird, aber einen schonenden Freund an ihm findet.“

„Scene Argensons mit einem Philosophen und Schriftsteller. Sie enthält eine Gegeneinanderstellung des Idealen mit dem Realen, und es zeigt sich die Ueberlegenheit des Realisten über den Theoretiker.“

„Argenson warnt auch zuweilen die Unschuld sowol, als die Schuld. Er lässt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unglücklichen, die es durch Verzweiflung werden können, Kundschafter folgen. Ein solcher Verzweifelnder kommt vor, gegen den sich die Polizey als eine rettende Vorsicht zeigt.“

„Auch die Nachtheile der Polizeyverfassung sind darzustellen. Die Bosheit kann sie zu ihren Absichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft genöthigt, schlimmer Werkzeuge sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eignen Officianten haben eine gewisse Strafloſigkeit.“ —

Von einer weitern Ausführung dieser Ideen in ihrem ganzen Umfange findet sich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobey nur ein sehr kleiner Theil jenes Stoffs zum Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, daß sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man sollte daher glauben, folgender Plan sey früher — etwa bey Lesung der Causes celebres des Piraval — entstanden, und vielleicht eben deswegen aufgegeben worden, weil er auf jene Ideen führte, die einen so großen Reichthum von Charakteren und Situationen darboten.

Narbonne ist ein reicher angesehener Partikulier, in einer französischen Provinzialstadt — Bourdeaux, Lyon, oder Nantes — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen 40 und 50. Er steht in allgemeiner öffentlicher Achtung, und die Neigung, die man zu seinem verstorbenen Bruder Pierre Narbonne gehabt hatte, hat sich schon auf seinem Namen fortgeerbt. Er ist der einzige Uebriggebliebene dieses Hauses, weil sein Bruder keinen Erben hinterließ; denn zwey Kinder desselben verunglückten bey einer Feuersbrunst durch Sorglosigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abweſend und kam zurück, um ſeinen beſtändigen Aufenthalt in dieſer Stadt zu nehmen.

Seit dieſer Zeit ſind zehn Jahre verfloſſen und Narbonne iſt nun im Begriff, eine Heirath zu thun und ſein Geſchlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem ſchönen, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Aeltern ſich durch ſeine Anträge geehrt finden, und ihm mit Freude ihre Tochter zuſagen.

Nun war vor ungefähr ſechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Foix, in Narbonnes Haus als eine hülfloſe Waiſe aufgenommen worden, und hatte viele Wohlthaten, beſonders eine gute Erziehung von ihm erhalten. Er lebte bey ihm nicht auf dem Fuß eines Haus-Bedienten, ſondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen dieſen jungen Menſchen, den man ſchon zu beneiden anfing.

Saint-Foix machte ſchnelle Fortſchritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Herzens, zugleich aber auch einen gewiſſen Adel und Stolz, der dem armen aufgegriffenen Waiſen nicht recht zuzukommen ſchien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen ſeinen Wohlthäter, aber ſonſt zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er ſchien, indem er Narbonne's Wohlthaten

empfing, ſich nur ſeines Rechts zu bedienen. Sein Muth ſchien oft an Uebermuth, eine gewiſſe Naivetät und Fröhlichkeit an Leichtſinn zu gränzen. Er war verſchwenderiſch, frey und eiferſüchtig auf ſeine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, dieſen Saint-Foix zu ſehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnunglos ſchien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen ſie ein ſonderbares Grauen hatte, verſtärkten ihre Gefühle für Saint-Foix um ſo mehr, da dieſer von Narbonne ſelbſt bey dieſer Gelegenheit öfter an ſie geſchickt wurde. Saint-Foix betete Victoire von dem erſten Augenblicke an, als er ſie kennen lernte, aber ſeine Wünſche wagten ſich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein andres Mädchen kennen lernen, welches ſo wie er elternlos war, und dem er einen großen Dienſt geleiſtet hatte. Für dieſe hatte er eine zärtliche Freundſchaft, zwiſchen ihr und Victoiren war ſein Herz getheilt; aber er unterſchied ſehr wohl ſeine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenoſſen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's Namens Thierry, ſich noch erhalten hatte, wurde Saint-Foix zum Theil gehaſſt und beneidet; nur eine weibliche Perſon unter denſelben hatte für ihn eine Neigung, und Plane auf ſeine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anſpruch auf ihn, als das kleine Glück,

was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs beste erworben war. Ihr Name war Madelon.

So verhielten sich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Madelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie; sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zufrieden, muthig und sicher; Alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmuck, den er seiner Braut hatte verehren wollen, und er will die Gerichte deßwegen in Bewegung setzen.

Madelon erschrickt. Lasst die Gerichte ruhen! sagt sie! Nehmt das kleine Unglück willig hin! — „Es ist kein kleines Unglück.“ — Nehmts an als eine Buße! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer Eures Wohlstandes bekümmert. — „Ich will aber mein Recht verfolgen.“ — Euer Recht! seufzt Madelon.

Noch größere Unruhe zeigt Madelon, wie sie hört, daß eine Zigennerinn im Hause gewesen sey, welche man des Schmucks wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, daß sie nicht hier gewesen. „Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams loszuwerden.“

Herr von Pontis, Baillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des entwendeten Schmucks die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dies geschieht mit einiger Förmlichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtschreibers. Der Schmuck wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bey dieser Gelegenheit exponirt sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Foix. Seine Geschichte wird erzählt, und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er scheint keinem Verdacht gegen Saint-Foix Raum zu geben.

Nach diesen officiellen Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis zeigt, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehre, und ist glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Foix im Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe, es ist ihm zu enge in dem Hause, er strebt ins Weite fort, dabey hat er etwas Geheimnißvolles, Unsicheres, Scheues, Gewaltsames, was aussieht, wie Gewissensangst. Besonders scheint er sich eines großen Undanks gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath desselben die Rede ist, steigt seine Unruhe aufs Höchste.

Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abschiede. Er nimmt auch Abschied von den leblosen

Gegenſtänden, und ſo reißt er ſich los in der gewaltſamſten Stimmung.

Thierry ſchüttelt das Haupt, und ſcheint ſich mit Macht gegen einen aufſteigenden Verdacht zu wehren. In ſeinem Monolog ſprichts ſichs aus, wie es in alten Zeiten hier war, und wie es jetzt iſt.

Saint-Foix mit Adelaiden. Spuren einer unſchuldigen Neigung, Dankbarkeit des Mädchens, Mitleiden des Jünglings. Sie erzählt ihre Schickſale, er die ſeinigen. Adelaide iſt einer gefährlichen Zigeunerinn entſprungen, die ſie tyranniſirte und zum Böſen verleiten wollte. Saint-Foix hat ſie in einer hülfloſen Lage gefunden, und zu guten Leuten gebracht, bey denen ſie ſich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichthum, eine Koſtbarkeit, verkaufen wollen; der Goldſchmidt, dem ſie gebracht wird, erkennt ſie für eine Arbeit, die er ſelbſt für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und dies veranlaſſt die Einziehung Adelaidens.

Die Polizeydiener erſcheinen, und fordern von Adelaiden, daß ſie ihnen zum Baillif folgen ſoll. Saint-Foix widerſetzt ſich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abscheu vor der Bewerbung Narbonne's, um welche die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr außer diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime und hoffnungloſe Neigung.

Pontis kommt und berichtet, daß man dem gestohlnen Schmuck auf der Spur sey.

Adelaide wird gebracht, und wie Pontis fortgeht, um sie zu verhören, kommt Saint-Foix in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Beystand und ihre Verwendung für Adelaiden aufzurufen. Eine affektvolle Scene zwischen beyden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Foix seinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör, und erklärt Saint-Foix für mitschuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks sich gefunden habe; aber wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in große Bestürzung.

Scene zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Großmüthigen, will die Untersuchung fallen lassen, und beyde verdächtige Personen nach den In-

seln schicken. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beysammen sind, wird dem Baillif gemeldet, daß man die Zigeunerinn aufgebracht habe, und daß Adelaide bey ihrem Anblick in Schrecken gerathen sey.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerinn erkannt als diejenige, der sie die beyden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie ausſprengte, daß sie bey einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, daß Adelaide die Tochter sey, aber, wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt, und meldet, daß sich Adelaide und Saint-Foix als Geschwister erkannt hätten, und daß die Zigeunerinn beyde vor sechszehn Jahren erhalten habe. Saint-Foix hatte nur fünf Jahr bey ihr zugebracht, und war ihr schon in seinem zehenten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten, und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Aeltern der Kinder entdeckt haben, und erinnert sich an den Schmuck.

Narbonne schlägt dem Saint-Foix und Adelaiden eine heimliche Flucht vor, aber Beyde weigern sich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt, und dringt in Narbonne, sie an Kindesstatt anzunehmen und zu seinen Erben einzusetzen. Narbonne ist in grösster Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg, als durch den Tod der Madelon, und ermordet sie.

Die Kinder des Hauses sind erkannt, und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thüre zu Louis Narbonne's Zimmer; er ist auf diesem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen gesehen, und ist mit diesem davon gegangen. Dem Narbonne ließ er ein paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müsse. Auf dieser Flucht wird er angehalten, welches eine Folge der Polizeyveranstaltung ist.

Narbonne findet auf seinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundnen Schmuck.

Narbonne versucht umsonst, zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Versuch, sich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Foix erhält die Hand der Victoire.

Nacherinnerung

zum

vierten Bande.

Durch ein Verſehen und gegen die Abſicht des vom Druckorte weit entfernten Herausgebers iſt im IV. Bande der Geiſterſeher nicht nach der vom Verfaſſer abgeänderten dritten Ausgabe abgedruckt worden. Es iſt daher annoch hier zu bemerken, daß der Verfaſſer in dieſer Ausgabe den S. 345 des IV. Bandes anfangenden Dialog zwiſchen dem Prinzen und dem Baron von F . . . . beträchtlich abgekürzt hat. Nach der Stelle S. 350, die mit den Worten ſchließt:

„einer hohen ewigen Ordnung zu dienen — "

iſt Folgendes eingerückt:

„Zukunft! Ewige Ordnung! — Nehmen wir hinweg, was der Menſch aus ſeiner eignen Bruſt genommen, und ſeiner eingebildeten Gottheit als Zweck, der Natur als Geſetz untergeſchoben hat. — Was bleibt uns dann übrig? "

Nach dieſer Stelle iſt ein Theil des Dialogs von den Worten: Dienen! Dienen gewiß, S. 350 Z. 10 von oben bis zu den Worten: aufgeſchmückt

haben, S. 359 Z. 4 von oben, und nach den Worten: mit der Kraft dazu zu zerstören, S. 361 Z. 9 von unten, der ganze übrige Dialog, der S. 387 schließt, weggeblieben. Der vierte Brief endigt auf folgende Art:

„Hier unterbrach uns ein Besuch — Künftig werde ich Sie von einer Neuigkeit unterhalten, die Sie wohl schwerlich auf ein Gespräch, wie das heutige, erwarten dürften."

Dagegen ist nach dem sechsten Briefe, der S. 413 des IV. Bandes schließt, folgender siebenter eingerückt:

Baron von F*** an den Grafen von O**

Julius.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marchese Civitella an eine romantische Erscheinung, die ihm selbst vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerstreuen, ließ er sich bereit finden, sie uns mitzutheilen. Ich erzähle sie Ihnen mit seinen eignen Worten. Aber der muntre Geist, womit er Alles, was er spricht, zu beleben weiß, geht freylich in meinem Vortrage verloren.

(Hierauf folgt nachstehendes Fragment, das früher im 8. Hefte der Thalia erschien und anfänglich für den 2. Band des Geisterſehers bestimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geisterſehers aufgegeben hatte.)

„Voriges Frühjahr," erzählte Civitella, „hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassadeur gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahr die Thorheit begangen hatte, eine achtzehnjährige Römerinn für sich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riethen mir an, mich durch eine zeitige Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beylegung von diesem gefährlichen Feind befreyt haben würde. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu entsagen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einsames Haus bewohnte, den Tag über mich verborgen hielt, und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte."

„Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verliessen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Golf aufsteigen zu sehen, und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den ausgesuchtesten vielleicht in ganz Venedig,

dieſe herrliche Erſcheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Tiefe, und ein goldener Rauch verkündigt ſie von fern am Saum der Laguna. Erwartungvoll ruhen Himmel und Meer. Zwey Winke, ſo ſteht ſie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — Es iſt ein entzückendes Schauſpiel!“

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Luſt dieſes Anblicks überlaſſe, entdecke ich auf Einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge deſſelben bin. Ich glaube Menſchenſtimmen im Garten zu vernehmen, und als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gondel wahr, die an der Waſſerſeite landet. Wenige Augenblicke, ſo ſehe ich Menſchen im Garten hervorkommen, und mit langſamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer iſt, die einen kleinen Neger bey ſich haben. Das Frauenzimmer iſt weiß gekleidet, und ein Brillant ſpielt an ihrem Finger; mehr läſſt mich die Dämmerung noch nicht unterſcheiden.“

„Meine Neugier wird rege. Ganz gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an dieſem Ort und zu einer ſo ganz ungewöhnlichen Stunde! — denn kaum war es drey Uhr und Alles lag noch in trübe Dämmerung verſchleiert. Der Einfall ſchien

mir neu, und zu einem Roman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.“

„In den Laubgewölben des Gartens verlier' ich ſie bald aus dem Geſicht, und es wird lange, bis ſie wieder erſcheinen. Ein angenehmer Geſang erfüllt unterdeſſen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der ſich auf dieſe Weiſe die Zeit in ſeiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarſchaft geantwortet wurde. Es waren Stanzen aus dem Taſſo; Zeit und Ort ſtimmten harmoniſch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille.“

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenſtände lieſſen ſich deutlicher erkennen. Ich ſuche meine Leute. Hand in Hand gehen ſie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters ſtehen, aber ſie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt ſie von meiner Wohnung. Der Anſtand ihres Ganges läſſt mich auf einen vornehmen Stand und ein edler engelſchöner Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit ſchließen. Sie ſprachen wenig, wie mir ſchien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauſpiel des Sonnenaufgangs, das ſich jetzt eben in höchſter Pracht über ihnen verbreitete, ſchienen ſie gar keinen Antheil zu nehmen.“

„Indem ich meinen Tubus herbeyhole und richte, um mir dieſe ſonderbare Erſcheinung ſo nahe zu

bringen als möglich, verschwinden sie plötzlich wieder in einem Seitenweg, und eine lange Zeit vergeht, ehe ich sie wieder erblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen; sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen. — — — Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge floh zurück, geschlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bey so viel Majestät! So viel Geist und Adel bey so viel blühender Jugend! — Umsonst versuch' ich es Ihnen zu beschreiben. Ich kannte keine Schönheit vor diesem Augenblick."

„Das Interesse des Gesprächs verweilt sie in meiner Nähe und ich habe volle Muse, mich in dem wundervollen Anblick zu verlieren. Kaum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Schönheit nicht mehr im Stande sie zurückzurufen. Er schien mir ein Mann zu seyn in seinen besten Jahren, etwas hager und von großer edler Statur — aber von keiner Menschenstirn strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hohes, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung gesichert, vermochte es nicht, dem durchbohrenden Blick Stand zu halten, der unter den finstern Augenbraunen blitzewerfend hervorschoß. Um seine Augen

lag eine ſtille rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernſt, der das ganze Geſicht überſchattete. Aber ein gewiſſer Schnitt des Geſichts, der nicht europäiſch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verſchiedenſten Trachten, aber mit einem Geſchmacke, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Eindruck ſeines ganzen Weſens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in ſeinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen laſſen, aber Geberden und äußrer Anſtand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat.“

Z***, der, wie Sie wiſſen, Alles heraus ſagen muß, was er denkt, konnte hier nicht länger an ſich halten. Unſer Armenier! rief er aus. Unſer ganzer Armenier, Niemand anders!

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? ſagte Civitella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? ſagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich fange an mich für Ihren Mann zu intereſſiren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in ſeinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenſchaft auf ihr, wenn ſie weg ſah, und ſie fielen zu Boden, wenn ſie auf die ihrigen trafen. Iſt die-

ſer Menſch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich ſtehen und nichts anders betrachten."

„Das Gebüſche raubte ſie mir wieder. Ich wartete lange, lange, ſie wieder hervor kommen zu ſehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenſter endlich entdeck' ich ſie aufs Neue."

„Vor einem Baſſin ſtanden ſie, in einer gewiſſen Entfernung von einander, beyde in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten ſchon ziemlich lange in dieſer Stellung geſtanden haben. Ihr offnes, ſeelenvolles Auge ruhte forſchend auf ihm, und ſchien jeden aufkeimenden Gedanken von ſeiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in ſich fühlte, es aus der erſten Hand zu empfangen, ſuchte verſtohlen ihr Bild in der ſpiegelnden Fluth, oder blickte ſtarr auf den Delphin, der das Waſſer in das Becken ſpritzte. Wer weiß, wie lange dieſes ſtumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte aushalten können? Mit der liebenswürdigſten Holdſeligkeit ging das ſchöne Geſchöpf auf ihn zu, faſſte, den Arm um ſeinen Nacken flechtend, eine ſeiner Hände, und führte ſie zum Munde. Gelaſſen ließ der kalte Menſch es geſchehen, und ihre Liebkoſung blieb unerwiedert."

„Aber es war Etwas an dieſem Auftritt, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt ſchien in ſeiner Bruſt zu arbeiten,

eine unwiderstehliche Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verborgner Arm ihn zurückzureißen. Still, aber schmerzhaft, war dieser Kampf, und die Gefahr so schön an seiner Seite. Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen."

„Auf einen heimlichen Wink von ihm verschwindet der kleine Neger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindsamer Art, eine knieende Abbitte, eine mit tausend Küssen besiegelte Versöhnung. Nichts von dem Allen. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portefeuille ein versiegeltes Paquet, und gibt es in die Hände der Dame. Trauer überzieht ihr Gesicht, da sie es ansieht, und eine Thräne schimmert in ihrem Auge."

„Nach einem kurzen Stillschweigen brechen sie auf. Aus einer Seiten-Allee tritt eine bejahrte Dame zu ihnen, die sich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erst entdecke. Langsam gehen sie hinab, beyde Frauenzimmer in Gespräch mit einander, während dessen er der Gelegenheit wahrnimmt, unvermerkt hinter ihnen zurückzubleiben. Unschlüssig und mit starrem Blick nach ihr hingewendet, steht er und geht und steht wieder. Auf Einmal ist er weg im Gebüsche."

„Vorn sieht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Bli-

cke irren ängstlich umher, die Schritte verdoppeln sich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends.

„Auf Einmal hör' ich am Kanal etwas rauschen, und eine Gondel stößt vom Ufer. Er ists, und mit Mühe enthalt' ich mich, es ihr zuzuschreyen. Jetzt also wars am Tage — Es war eine Abschiedsscene."

„Sie schien zu ahnen, was ich wusste. Schneller, als die Andre ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfeilschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Tuch flattert noch fern in den Lüften. Bald darauf seh' ich auch die Frauenzimmer überfahren."

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, musste ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traum fortgesetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Houri, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber lustwandelt, ein Liebhaber, der von einer solchen Stunde keinen bessern Gebrauch zu machen weiß, dies schien mir eine Komposition zu seyn, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber ge-

worden, seitdem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verscheuchten mich von dem Fenster, aber der erste heitre Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, als mir nach kurzem Suchen das weisse Gewand meiner Unbekannten entgegen schimmerte. Sie war es selbst. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht blos geträumt."

„Die vorige Matrone war bey ihr, die einen kleinen Knaben führte; sie selbst aber ging in sich gekehrt und seitwärts. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingeheftetes Auge schien das geliebte Bild vergebens zu suchen."

„Hatte mich diese hohe Schönheit das erste Mal hingerissen, so wirkte sie heute mit einer sanftern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freyheit, das himmlische Bild zu betrachten; das Erstauuen des ersten Anblicks machte unvermerkt einer süßen Empfindung Platz. Die Glorie um sie verschwindet, und ich sehe in ihr nichts mehr, als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Glut setzt. In diesem Augenblick ist es beschlossen. Sie muß mein seyn."

„Indem ich bey mir selbst überlege, ob ich hinunter gehe und mich ihr nähere, oder eh' ich dieses wage, erst Erkundigungen von ihr einziehe, öffnet sich eine kleine Pforte an der Klostermauer, und ein Karmelitermönch tritt aus derselben. Auf das Geräusch, das er macht, verläfft die Dame ihren Platz und ich sehe sie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie begierig hascht, und eine lebhafte Freude scheint in ihr Angesicht zu fliegen."

„In eben diesem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbesuch von dem Fenster. Ich vermeide es sorgfältig, weil ich keinem Andern diese Eroberung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieser peinlichen Ungedult aushalten, bis es mir endlich gelingt, diese Ueberläftigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist Alles."

„Der Garten ist ganz leer, als ich hinunter gehe. Kein Fahrzeug mehr im Kanal. Nirgends eine Spur von Menschen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herum gewandt, vor mich hinwandle, schimmert mir von fern etwas Weisses im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier in Form eines Briefs geschlagen. Was konnte es anders seyn, als der Brief, den der Karmeliter ihr überbracht hatte?

Glücklicher Fund, rief ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimniß aufschließen; er wird mich zum Herrn ihres Schicksals machen.“

„Der Brief war mit einer Sphinx gesiegelt, ohne Ueberschrift, und in Chiffern verfasst; dies schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Dechiffriren verstehe. Ich kopiere ihn geschwind, denn es war zu erwarten, daß sie ihn bald vermissen und zurück kommen würde, ihn zu suchen. Fand sie ihn nicht mehr, so musste ihr dies ein Beweis seyn, daß der Garten von mehrern Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verscheuchen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen?“

„Was ich vermuthet hatte, geschah. Ich war mit meiner Kopie kaum zu Ende, so erschien sie wieder mit ihrer vorigen Begleiterinn, Beyde ängstlich suchend. Ich befestige den Brief an einem Schiefer, den ich vom Dache los mache, und lasse ihn an einen Ort herab fallen, an dem sie vorbey muß. Ihre schöne Freude, als sie ihn findet, belohnt mich für meine Großmuth. Mit scharfem, prüfendem Blick, als wollte sie die unheilige Hand daran ausspähen, die ihn berührt haben konnte, musterte sie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn einsteckte, bewies, daß sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abschied von den Schutzgöttern des

Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens so treu gehütet hatten.“

„Jetzt eilte ich den Brief zu entziffern. Ich versuchte es mit mehrern Sprachen; endlich gelang es mir mit der Englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“ —

Nach diesem Fragmente endigt der siebente Brief mit den Worten:

„Ich werde unterbrochen. Den Schluß ein andermal.“

70712951